



Im Buchenhof.

Eine oberösterreichische Erzählung

von
Fanny Kalltenhauser.

13.

Wunderdessen wandert der Pauli im Schnellschritt weiter, den Weg zurück, den er vorhin gekommen. Manchmal entfallen einzelne Worte seinen Lippen. Er ärgert sich, daß er einen so weiten Weg gethan — umsonst. Die lumpigen paar Gulden, die er nun in der Tasche hat! Schämen sollte er sich, der Buchenhöfer, daß er einem einstigen Gehilfen, der ihm so treulich beigegeben, nicht mehr vergönnt! Wie nun, wenn auch der, zu dem er jetzt hin will, sich nicht herbeiläßt, etwas Süßes zu zahlen? Wenn demselben die Thatsache mit dem Brief kein böses Blut macht, sondern ihm jetzt ein Ding ist? Er soll ja ein reicher, angesehener Bauer geworden sein, derselbige, hat es also gut und richtig getroffen; eine tüchtig lange Zeit ist auch vergangen seit dazumal, der Lenz ist nicht mehr jung geblieben und hat wohl die eine, die ihm dazumal im Kopf und Herzen lag, vergessen. Es mag ihm daher nichts daran liegen, daß es unrichtig zugegangen mit dem bewußten Brief. Leicht möglich bekommt der Mann bloß eine kleine Zornesauswallung über ihn, der ihn betrogen und ihm nun dummerweise in die Hände lief; und dann wird er, anstatt belohnt, einfach zum Haus herausgeworfen.

Ueber dem Gedanken bleibt der Pauli plötzlich stehen. Ein Fluch entfährt seinen Lippen. Lange schon hätte er kommen sollen und versuchen, von des Buchenhöfers Ernte etwas einzuheimsen; damals, da der Mann noch jung gewesen und ihm an seinem Weib noch gelegen war. Ein paar Jahre nach der Heirat, wenn er gekommen wäre, da wäre vielleicht für ihn etwas ausgefallen. Aber da dachte er nicht daran. Im Anfang hatte er sich mit dem erhaltenen Gelde gütlich gethan, und er hatte eine Weile genug gehabt damit; dann verlockte ihn sein angeborener Hang zum Diebstahl, und er kam auf ein paar Jahre in jenen Ort, den er bereits liebgewonnen von einem früheren Aufenthalt — ins Zuchthaus; nicht zu seinem Schaden, indes zu jenem andrer, denn er lernte hier mancherlei zu, da andre eben im Ruhestand befindliche Genossen seines Metiers ihn aus Langeweile oder Gutmütigkeit oder Stolz mit „netten Kunstgriffen“ vertraut machten, so daß er dann längere Zeit hindurch, nachdem er wieder süße Freiheit kostete, seinen Mitmenschen die vollen Beutel oder gefüllten Kisten etwas leerer machte, ohne daß man seiner sobald habhaft werden konnte. Als er wieder jenen „durch seiner Hände Fertigkeit“ erworbenen Sitz innehatte, da faßte er einmal den Voratz, wenn er wieder freie Verfügung über sein eignes „Ich“ erlangt haben würde, gleich zu versuchen, ob ihm das papierene Ueberbleibsel aus längstvergangenen Tagen nicht noch etwas einbringen könne. Aber er kam nicht so weit, diesen Voratz auszuführen. Ihn lockte wieder das Zunächstliegende viel mehr wie das Fernschwebende — es hatte ihn zuletzt sein Gelüste fünf volle Jahre gekostet — wegen Gewohnheitsdiebstahl. Und nun, wo er seinen langgehegten Plan endlich zur Ausführung gebracht hatte und hierher gewandert war, nun schien es zu



Sommernachmittag. Nach dem Gemälde von Georg Ritter.

allem zu spät zu sein. Zu dumm! Und er befindet sich nun weit von daheim, wo er Weg und Steg kennt und nicht lange zu suchen braucht, um ein hübsches Objekt für seine Fingersfertigkeit zu finden.

Während der Mann das denkt in sich verstärkendem Aerger, faßt er plötzlich mit beiden Händen nach seinen Ohrläppchen und zieht daran. Dazu lacht er. „Na, aber so einer! Was willst dich ärgern, Pauli? Zu holen ist doch auch hier sicherlich etwas. Und hier kennen sie doch auch deine Kunstgriffe noch nicht — da hast doch 'nen Vorteil von der Sache, wenn sonst nichts abfällt!“ — Ja, aber gewiß war es so! Es hieß nur ein wenig auskundschaften und beobachten, wo etwas zu holen wäre. Und gleich dann, wenn er in den Oberleitner Hof kam, mußte er ein bißchen die Augen aufmachen daraufhin.

Eine Weile trottete er nun wieder dahin, blieb aber auf einmal wiederum stehen. Ein böshafter Zug tauchte in seinem Gesicht auf. Weshalb war er denn vorhin vom Buchenhofers Gut gegangen, ohne daß er der Bäuerin ein Licht aufgesteckt hatte über ihren Mann? Wenn sie es erfährt, was der sich einmal hatte zu schulden kommen lassen — möchte es ihm, dem Pauli, auch keinen Lohn in blauer Münze eintragen — dem Buchenhofers trug es sicherlich kein Dankeswort ein von ihr. Sie hatte keine Freude gewonnen an ihrem Mann, das hatte er ja wohl aus den Worten desselben erkennen müssen; nun, wenn sie wußte, wie es damals zugegangen bei ihrer Heirat, nun begann sie ihn wohl zu hassen, und der Buchenhofers bekam zu der Freudlosigkeit in seiner Ehe sicher noch den Unfrieden.

„Ein Merkmal, daß ich auf seinem Hof gewesen bin, muß ich doch dort lassen!“ lachte er. „Wo der Labacher Pauli noch gewesen ist, da ist halt jedesmal noch eine Spur von seinem Besuch dagewesen. Soll halt der Buchenhof auch daran denken — der Oberleitner bleibt mir halt schon immer noch übrig!“

Und in heimlicher, sicherer Erwartung des Kommenden schadenfroh grinsend, manchmal kurze Worte oder eine längere Rede voll Hohn und Spott vor sich himmelnd, hin und wieder auch mit beiden Händen auffällige Gebärden machend, ging er den Weg wieder zurück. Beim Buchenhof suchte er aber jetzt einen andern Eingang. Im Hofraum sah er den Bauer bei einem Weiterwagen beschäftigt, hallend klangen die Schläge herüber, die er mit einer Weilhaude that. Sachte schlich der Pauli an dem halb offenstehenden Hofthor vorbei und hinüber um das Haus. Drüben bei der auf den Garten zuführenden niederen Hausthür drückte er auf die Klinke, und dieselbe gab nach; denn eben zuvor hatte die Franzi einen Kübel hereingeholt, der auf einem der Gartenpfähle umgestülpt geblieben. Nun stand sie in der Wohnstube und wusch Tisch und Bänke vom Staube rein, als der Pauli die angelehnte Thür aufstieß und mit raschem Schritt über die Schwelle trat. Sie kehrte sich hastig herum bei den ihr fremd erscheinenden Tritten. Den Pauli kannte sie nicht mehr, sie hatte ihn ja auch bloß ein einziges Mal gesehen, und so starrte sie ihn fragend an. „Was ist's?“ fragte sie in aufstauchendem Unwillen, da er sich breitspurig vor sie hinstellte und mit frechem Lächeln in ihr Gesicht starrte.

„Kennst mich nimmer, Buchenhofersin?“ fragte er. „Bin doch einmal der Botschafter einer schweren Sach' gewesen, die dir aufs Herz gefallen ist. Soll' meinen, so einen vergißt man sein Lebtag nicht wieder, wenn man ihn auch bloß ein einziges Mal gesehen hat! Freilich, lang her ist's halt auch schon. Und da will ich dich gutherzigerweise nicht lang auf die Folter spannen und dir nachhelfen in deinem Gedächtnis! Meinen Namen hast damals nicht gekannt, ist auch jetzt nicht vonnöten, macht aber keinen Schaden, wenn du ihn weißt! Der Labacher Pauli heißt ich halt — und wenn dich erinnern kannst, ich hab' dir einmal von demselben erzählt, der bei dir so gut angeschrieben war und sich auch meiner Freundschaft erfreut hat, weil wir mitsammen einen Ort kennen gelernt haben, den nicht alle Leute kennen lernen, sondern nur ganz besondere — Ausgesuchte! Na, schau mich nicht so an, als käm' ich dir halbwegs närrisch vor — 's Zuchthaus mein' ich halt; und das gute Freundesl von uns zwei ist halt selbig'smal euer Großknecht gewesen, der Lenz, der sich jetzt zu einem großen Bauer, zum Oberleitner, herausgemacht hat. Macht nicht all' Tag einer so einen besondern Lebensgang! Früher einmal bin ich mit ihm auf gleich gewesen, heut nicht; heut bin ich halt einer, der ein paar Gulden recht gut und schön brauchen könnt', und — und ich mein', Buchenhofersin, die wirst mir halt du spendieren! Geld? Ist freilich ein wenig viel für einen Bettelmann, so eine Gab', aber sperren wirst dich doch nicht dagegen, denn ich hab' halt auch was für dich als eine Gegengab'; thußt es also nicht umsonst! Ich weiß dir nämlich was zum Verzehlen von deinem jetzigen Mann — weißt, ein Lichtlein stek' ich dir auf, was du ihm zu verdanken hast! Na, danken wirst ihm gerad' nicht mögen dafür, mein' ich!“ Und der Sprecher schlug ein

schallendes, höhnisches Lachen auf. Dann griff er in die Brusttasche seiner Joppe und zog ein Päckchen hervor, welches er aufwickelte. „Schau, selbig'smal hatt' ich dir vom Lenz einen Brief abgeben sollen; daß ich ihn bei mir behalten hab' bis auf den heutigen Tag, das war, weil es dem Bergmeyer Peter lieber gewesen ist, wenn du ihn nicht zu Gesicht bekommst. Siehst, weil halt was da drinnen steht, was du nicht zu wissen brauchtest! Jetzt aber hat er's erlaubt, daß du's wissen kannst, es liegt ihm schon nichts mehr daran — mir aber stehen ein paar Gulden ganz gut zu, und so verlaub' ich dir's auch. Wenn magst —!“ die schmutzige Rechte des Mannes streckte sich mit einem alt aussehenden Brief der Bäuerin entgegen, die Dinte hielt er gleichfalls hin, offen. „Zahl aber erst — na ja, wirst's schon nicht bereuen.“ Da die Franzi starr, stumm stand und den Brief nicht ergriff, warf er ihr denselben auf die Bank hin. „Na, zahlst halt nachher; ich schenk' dir schon das Vertrauen, daß du mir auch nachher nichts schuldig bleibst.“

Sie war wie betäubt, die Franzi; unfähig, sich zu rühren, starrte sie eine Weile auf das Papier vor ihr. Vom Lenz sollte das sein, vom Lenz? Geschrieben hatte er ihr damals — und den Brief hatte man ihr gar nicht gegeben? Der da — der unsaubere Bursche! Nun hatte der das Schriftstück wohl hundertmal in seinen Händen herumgedreht und jetzt erst sollte sie daran rühren! Sie dachte einen Augenblick daran, es gar nicht zu nehmen, zu lesen; im nächsten nahm sie es hastig empor. Es gehörte ihr, es hatte längst in ihren Händen sein sollen! So viele Jahre auch vergangen sein mochten seit ihrer Jugend- und Liebeszeit, heiß wallte das Blut in ihr auf — es war von ihm, den sie allein in ihrem Leben lieb gehabt — der Lenz hatte das geschrieben! Und sie senkte die Augen darauf und las. Und las — und das Blatt begann in ihren Händen zu zittern, und das weiße, schmale Antlitz färbte sich purpurn bis in die Schläfen hinauf. In holperigen Schriftzügen stand da:

„Meine liebe Franzi!“

Ich bin fort von Dir, aus dem Buchenhof — ob ich zurückkehren kann, das liegt an Dir. Väter konnt' ich es nicht mehr aushalten, es drückt mir sonst das Herz ab — die Schuld an Dir. Du weißt nicht, daß eine Schande auf mir liegt, ich kann dich aber nicht heiraten, solange Du es nicht weißt. Oft ist's mir auf der Zunge gelegen, aber ich hab' dir doch nichts sagen können, ich hab' mich gefürchtet davor, daß dann Deine Augen nicht mehr so lieb auf mich schauen. Ganz kurz sag' ich es Dir — ich bin im Zuchthaus gewesen und verurteilt worden als Totschläger. Aber ich war keiner. Mein Vater war es. Er hatte sein ganzes Vermögen verloren durch einen „Anstauber.“ Der Mann war mit uns verwandt, und wegen dem muß mein Vater gemeint haben, der Mann meine es ehrlich mit ihm, und er hat sich von ihm Geld geliehen zu billigen Zinsen. Dann, als der Vater nicht zahlen hat können, hat er ihm schrecklich hohe Zinsen angerechnet; und jedesmal, wenn die Frist um war, und der Vater konnte halt wieder nicht zahlen, jedesmal hat er die Zinsen gesteigert — bis ihm auf einmal all unser Hab' und Gut zugefallen ist. Er hat unser Bauerngut versteigern lassen und um einen Spottpreis erstanden, daß dem Vater schier nichts geblieben ist. Die Mutter ist schwer krank geworden aus Kummer und Sorg' darüber; und der Doktor hat gemeint, ein jed' klein bißel neue Aufregung könnt' ihr allsofort den Tod bringen. Da hat es denn sein müssen, daß der schlechte Mensch, der Anstauber, bald darauf mit meinem Vater und mir zusammengetroffen ist, und der hat sogleich mit Spötteln angehoben, wie es uns denn ginge und wie es uns denn in anderer Leute Häuser gefalle? Und wie gut es sei, daß der Dumme so oft von Federn aufs Strohl käme, sonst könnte es dem Gescheiten niemals umgekehrt ergehen, und so weiter. Mein Vater ist in die Höl' gekommen, sie haben erst gewürfelt miteinander, mein Zureden hat nichts genützt, der Vater ist nimmer vom Fleck gegangen, und der andre, der war der leibhaftig Teufel und hat sein Höhn und Spotten immer ärger getrieben. Auf einmal gerät auch der Anstauber in Wut, als ihm mein Vater die ärgsten Schimpfnamen zuschreit; der stürzt los auf meinen Vater, der aber geschwindler ist und ihm in seinem Haß und Zorn einen Schlag mit der Faust giebt, daß derselbe zu Boden gestürzt ist. Er ist nimmer aufgestanden, der Schlag hat unrecht getroffen; wie wir das erkannt haben, hat sich der Vater schier nimmer ausgekannt vor wildem Schreck; ich aber weiß nur das eine, daß, wenn die arme Mutter das erfährt und wird ihr der Vater genommen, an dem sie gehangen ist wie an sonst nichts — und sie muß es ja erfahren, wenn sie ihn einsperren — dann ist's ihr Tod. Und ich hab' mir denken müssen, wenn ich derjenige wär', den sie einsperren müßten, dann wär' es der Mutter leicht

*) So nennt man hierzulande einen Geld- und Gütermäkler, der sich hohen Gewinn dabei zu verschaffen sucht.

zu verschweigen; in einen Dienst hatt' ich ja so wie so müssen, weil unser Gut weg war — da war das Verschweigen wohl leicht. Und wie ich mir das gedacht hab', da war es auch gleich fest in mir: du mußt gehen und dich für den Thäter ausgeben, damit der Vater der Mutter erhalten bleibt. Ich hab' es dem Vater gesagt und ihn dann zur Mutter hineingebracht und bin gegangen und hab' mich angezeigt, daß ich mit dem Bisinger in Streit geraten wär' und — als mich derselb' zuerst angreifen wollt' — denselben mit einem Schlag unwillens getötet hatt'. Meinem freimütigen Geständnis nach hat man es gelten lassen, daß die That ohne Willen geschehen ist, und das hat mir geholfen, daß ich nicht hart verurteilt worden bin. Hart genug ist's mir freilich geworden; gemeint hab' ich oft, ich müßt' mir den Kopf an der Mauer verstoßen, daß es ein End' hatt' mit mir; und gehabert hab' ich manchmal, daß der Vater es hat gelten lassen; dann aber ist mir immer wieder die Mutter eingefallen und ihr seelengut's Wesen, und daß ich's tragen müßt' um ihretwillen — und ich bin still geworden. Jetzt freilich, wo ich Deine Lieb' hab' und Dein Mann werden soll, wo ich ein Glück finden soll mit Dir wie nirgends auf dem ganzen Erdboden, jetzt weiß ich es erst, was es ist mit der Schand', die ich freiwillig auf mich genommen hab', jetzt drückt es mich nieder und läßt mich zu keinem Frieden kommen. Jetzt weißt es, und ich denk' mir's ja, Franzi, daß Du mich nicht mehr mögen wirst, ins Gesicht aber konnt' ich es nicht hören; das wäre mir zu schwer gefallen. Im Dorfwirtshaus wart' ich auf Deine Antwort. Siehst Du mich auf, so gib dem Ueberbringer dieses Briefes das rote Bündel aus meiner Kammer mit, in dem meine Sach' eingebunden ist. Dann weiß ich schon, daß es aus ist. Hat der Bot' das Bündel nicht, dann komm' ich zurück. Behüt' Dich Gott, meine liebe, liebe Franzi! In alle Ewigkeit Dein treuer Lenz.“

Und nun, da die Franzi zu Ende gelesen und ihre Hand mit dem Blatt niederlief, da stieß sie ein lautes: „Herr, du mein Gott!“ hervor, das zu tiefst erschütterte Klang, und leise, in herzbrechendem Weh folgte es nach: „O mein Jesus — mein Jesus!“ Sie hüllte die Hand über die Augen, und die Brust wogte ihr unter den fliegenden Atemstößen, die aus ihrer Brust drangen. Ein ganzes verlorenes Leben — um so ein paar Zeilen willen, die sie jetzt erst zu Gesicht bekam. Denn wenn sie das gewußt hätte, hätte sie ihn doch genommen, doch — den Lenz! Ums Glück gekommen, beraubt!

„Jesus! Jesus!“ stöhnte sie auf und schwankte hilflos auf den Füßen. Der Pauli zog schnell einen Stuhl herbei an dessen Lehne und schob ihn ihr hin. „Setz dich nieder, Buchenhofersin!“ sagte er, „mir scheint, es greift dich zu viel an!“

Die Stimme schreckte sie auf aus ihrem starren Schmerz, die Hände sanken von den Augen, diese richteten sich auf den Burschen, mit stierem Blick, allmählich öffneten sie sich weit, und ein Glänzen kam in sie wie der Ausdruck eines verfallenen, wilden, schmerzlichen Zornes. Aber da ihre Lippen sich teilten und schon die Worte auf denselben zu schweben schienen, da kam von der Thür her ein kurzes, heiseres Auf-lachen. Spottvolle Worte folgten: „Ei ja, richtig hat er den Weg zurückgefunden — und ausgeframt hat er auch schon mit seiner alten Neuigkeit, merk' ich!“

Die Buchenhofersin hatte es jäh herumgerissen. Dort stand ihr Mann, auf der Schwelle. Mit dem gleichen heißen, wilden Glänzen hastete ihr Blick nun an ihm. Und er zuckte zusammen unter demselben, um sich freilich in der nächsten Sekunde straff emporzurichten und den Kopf trotzig hoch zu heben.

„Wie also gefällt sie dir denn, dem seine Botschaft, ha?“ fragte er. „Hast deine richtige Freud' daran, oder —“

„Neben magst noch? Neben? Du?“ unterbrach sie ihn fast schreiend, und ihre Augen flammten jetzt drohend, in furchtbarer Empörung. „So einer wie du! Was bist denn für einer, du? Ich weiß dir keinen Namen zu geben! Für so ein Thun wie deines weiß ich keinen Namen, so ehrlos ist's, so falsch und grundschlecht!“

Da ihr die Stimme versagte, hob er, ihr Mann, zu reden an. „Meinst? Das kann schon sein, so wie du sagst! Ich streit' nicht mit dir. Und höllisch freuen thut es mich jetzt, daß es dich so trifft! In die kalte Seel' hinein trifft, die all die langen Jahre her nur an sich selber gedacht hat und an kein andres daneben. Ja, gerad' das Herz lacht in mir drüber, daß es dich packt mitten drinnen.“ Er lachte ein paar mal kurz auf, stoßweise, aber mit einemal stand er vor ihr ganz nahe, faßte sie am Arm und rüttelte sie. „Oder meinst vielleicht, ich sollt' dich um Verzeihung bitten dafür? Hab' ich vielleicht eine Freud' gehabt von meinem Thun? Bist nicht immer gewesen gegen mich wie ein Stück Holz? Wie ein kaltes Eisen, das man anzurühren sich fast scheut! Ich hab' ein Weib haben wollen für mich, du aber bist das Feinde gewesen allfort, zu jeder

Stund', in deinen Gedanken. Und damit hast dich versündigt gegen Gott, gegen mich! Hast geschworen am Altar und nichts gehalten. Keine Stund' lang. Da bitt' du zuerst, eh' an mich die Reih' kommt!"

Sie erschien wieder kalt wie sonst, die Franzi. „Ich hab' dich nichts zu bitten — du hast kein Recht gehabt auf meine Lieb', auch nicht auf meinen Schwur, weil du diesen erschlichen hast!"

Nun, wo sie so ruhig erschien, sagte den Mann der jähe Zorn. „Ah so! Ich hab' dich ja nicht an den Altar hingetrieben! Bist freiwillig gegangen.“

Die Franzi schüttelte den Kopf. „Freiwillig nicht. Nach meinem Vater seinem Willen, um ihm die Freud' zu machen, daß ihm sein Hof einmal nicht in fremde Hände zu fallen brauchte!"

Der Mann rüttelte sie wieder am Arm, stärker wie zuvor. „Wegen sonst nichts? Soll das heißen, daß ich dir damals schon gewesen bin wie eine Null, daß kein bißel Wohlgefallen an mir gehabt hast?"

Da nickte sie. „Kein bißel. Wär' der Vater nicht gewesen, hätt' ich mir keinen genommen und wär' allein geblieben.“

„Und hast lügen mögen vorm Altar? Lieb' und Treu' hast mir versprochen und weder das eine noch das andre gehalten, ha, ha?"

„Ich hab' mich niemals vergangen gegen dich! Lieb' hab' ich keine finden können zu dir, weil keine in mir gewesen ist — hätt' ich auch keine verdient mit deiner Schuld gegen mich. Und ein ordentlich' Weib bin ich dir trotz alledem jederzeit gewesen!"

„Freilich, hast ja, ja" gesagt und „nein, nein", und deine Gedanken sind dabei weit fortgeschlagen zu dem andern! So eine Treu', die kann sich sehen lassen!" höhnte der Bauer. „Den Buchenhof hab' ich geheiratet, ja, weil ich sein rechter Bauer geworden bin, aber nicht dich, weil ich nimmermehr, kein Stund' lang, dein Mann richtigerweise gewesen bin.“

Der Franzi Augen flammten wieder stolz, entrüstet. „Und da willst mir einen Vorwurf machen? Hab' ich dir nicht gesagt, als ich den Verspruch mit dir einging, daß ich dich nahm' dem Vater zu Willen?! Und dir war's recht.“

„Ja, weil ich gemeint hab', du müßtest den andern aus dem Sinn bringen, wo du so was von ihm wüßtest — und dann wär' ich dir der Nächste! Aber du hast ihn halt niemals aus dem Sinn gebracht — leugne es, wenn du's kannst! Nur gerad' reuen thut's mich, daß ich dir das Versprechen gehalten hab', was ich dir beim Verspruch hab' geben müssen: daß ich nie nichts sag' von dem Lenz seinem Vergehen! Gemeint hab' ich, es geschähe, weil du dich schämen thätst, so einen gern gehabt zu haben — aber du wolltest es sein'willen nicht haben, jetzt merk' ich's! Aus Erbarmnis für ihn! Und — ja, hätt' ich nicht gefürchtet, daß die ganze Wahrheit ans Licht kam' und zu deine Ohren, weil ja dem Lenz sein Vater in der Gegend ist und alles richtig aussagen könnt', längst schon hätt' mich der Haß gegen ihn verleitet, ihm die Ehr', die er genießt, zu nehmen!"

Still hatte die Franzi vorhin den Kopf gesenkt, nun hob sie ihn wieder. Und ein wunderbares Leuchten war in ihren Augen. „Nein, ich leugne es nicht — ich hab' ihn nicht vergessen können, und jetzt weiß ich auch warum! Weil etwas in mir gewesen ist, was niemals an seine Schlechtigkeit geglaubt hat, sondern immer an seine Gutheit, die aus seinen lieben, ehrlichen Augen geleuchtet hat; weil ich mit meinem Wissen von einer Schlechtigkeit in seinem Leben umsonst dagegen angekämpft hab'. Für eine Narretei hab' ich es gehalten und mich gescholten darum, weil die Erinnerung an seine Augen immer wie ein Licht in die Nacht in mein Herz hineingeleuchtet hat!" — unter schweren, schnellen Atemzügen hob sich die Brust des Weibes, — „und gerad' oft, wenn ich dich angesehen hab', nachher sind mir seine Augen erschienen und haben so ehrlich und gut geschaut — und die deinen ganz anders, ganz anders! — so versteckt und falsch! Und ich weiß jetzt auch, warum — warum! Das böse Gewissen hat aus den deinen gesehen, und aus den seinen die Wahrheit, die Gutheit, die sich den Himmel kaufen mag mit dem eignen Herzblut!"

Das Gesicht des Buchenhofers erschien dunkel gerötet, und ein wildes Zucken und Zittern ging durch die Züge, daß sie fast einen grauenhaften Eindruck machten. „Siehst es, wie du ihn heraushebst! Das zeugt gegen dich. So ist's all die lange Zeit her gewesen — für mich den Abscheu in deinem Herzen, für ihn die Lieb'. Himmelhoch möchtest ihn heben, mich in die Hölle hinunterdrücken! Und gleich auf die Stund' mag ich's erleben, daß du hinläufst zu ihm und bittest ihn auf den Knieen um Verzeihung, weil du ihn damals verstoßen hast! Ja, so geh hin, lauf, häng dich an ihn, er hat ja kein Weib mehr, das dir den Platz bei ihm streitig machen könnt'! — Lauf! Mir thust ja nichts damit, ich hab' ja bloß den Buchenhof geheiratet, ich find' mich schon mit dem ab, brauch' dich nicht dazu! Hab' ja bisher auch sonst nichts gehabt von dir — wie den Hof! Hahaha!"

Ein Lachen entquoll der Brust des Mannes, welches die Franzi — wenn sie in den langen Jahren ihrer Ehe nur ein bißchen Zuneigung zu ihrem Mann gehabt hätte — hätte tief erschüttern müssen; so gewaltigen, schier wahnsinnig machenden Schmerz verriet es. Eine Hölle mit den Qualen eines Verdamnten mußte in der Brust dieses Mannes wohnen. „So geh!" schrie er wieder. „Wegen was hebst nicht schleunig deine Füß' und laufst ihm zu? Ich hab' dir's ja gesagt: ich brauch' dich nicht!" Er stieß sie vorwärts, gegen die Thür hin, daß sie taumelte und beinahe zu Boden stürzte. Da, als sie wieder festen Halt gewann und schweigend gehen wollte, stürzte er vorwärts, hin zu ihr, und packte sie wieder mit harten Fäusten. Und die Erbitterung, die während seiner lieblosen Ehe in ihm gewohnt und gar manches Mal hoch gestiegen war, bis schier zum Ausbruch — sie stieg nun aufs höchste — zu wilder, wahnsinniger, zerstörender Wut. „Richtig und wahrhaftig, laufen thut sie —!" schrie er, „hast keine Ehr' im Leib, verdammtes Weib?! Schandloses! Zugrund'richten thut ich dich in einem Hui — niederschlagen, daß dich nimmer rührst mit einem Glied!"

Wie Schaum stand es vor seinem Mund, und er schüttelte sie und drückte sie bei seiner Rede, daß ein furchtbarer Schmerz sie erfaßte, daß ein Säusen in ihren Ohren, ihrem Kopf war; sie wehrte sich schweigend, suchte sich ihm zu entziehen, und da er nun mit der Faust in die Luft fuhr, um dieselbe niederzuschmettern auf sie, da fuhr sie auf und zur Seite und suchte sich ihm mit einem gewaltigen Ruck zu entziehen. Und der Schlag traf sie nicht; die hochgehobene Hand durchlief mit einemmal ein Zittern, und gäh sank der Arm schlaff herab; eine bläuliche Röte bedeckte das Gesicht des Buchenhofers, er schien die Füße vorwärts setzen zu wollen, taumelte aber plötzlich heftig hin und her; die Augen quollen aus den Höhlen, ein leuchtendes Atmen entrang sich seiner Brust, dann ein dumpfer, schwacher Schrei, und fast zugleich stürzte die stämmige Gestalt lang auf den Boden hin, mit schmetterndem Aufstossen.

Stumm, starr stand die Franzi und schaute voll Entsetzen auf ihren Mann.

Plötzlich bog sie sich nieder, rüttelte ihn am Arm, und da er reglos blieb und nur ein dumpfes Röcheln aus seiner Brust kam, versuchte sie, ihn emporzurichten. Sie war viel zu schwach für die Last des kräftigen, schweren Mannes. Da lief sie aus der Stube und rief die Mägde vom Stall herein.

Der Pauli war allein zurückgeblieben; war er auch im ersten Moment erschrocken gewesen, nun lachte er cynisch vor sich hin. „Hast dich halt gar zu viel übernommen, Buchenhof, siehst! So was passiert unfers einem schon nicht! Man bleibt alleweil hübsch in gleicher Ruh', wenn einem auch manch ein Stück passiert, was ein anderer im Uebel aufnehmen thät! Ja, ja, so geht's einem, wenn man in eine gache Hüh' gerät und mag sich nimmer zurückhalten. Mein schönes Trinkgeld hast mir halt auch verthan mit deinem Dazwischenkommen — das merk' ich jetzt schon, ich hab' halt nichts mehr zu suchen da. Behüt' dich Gott, alter Kamerad, jetzt bist halt doch du bald tiefer drunten als wie der Pauli, den du hochmütig fortgeschafft hast vom Buchenhof.“

Während der letzten Worte hatte er mit ein paar raschen Griffen dem Buchenhof seine Uhr genommen und in die eigene Tasche gesteckt. Roh aufstachend setzte er nun die Füße vorwärts. Da fiel sein Blick auf einmal auf den Brief, der vorhin der Franzi entfallen. Und er hob denselben auf. „Wart, dich nimm' ich mit! Hab' dich so lang mit herumgetragen, kann's noch länger auch sein. Trenn' mich halt schwer von dir nach so langer Zusammengehörigkeit! Und kannst mir, wer weiß, noch recht von Nutzen sein!"

Eilig stapfte er plötzlich hinaus; während er die nahe Hausthür aufklickte, hörte er auf der „Gräb" im Hofraum draußen die eiligen, wuchtig auftretenden oder klappernden Schritte der Dienstkleute.

14.

Als der Pauli in das Dorf kam, hungerte ihn gewaltig; er hatte seit dem frühen Morgen, wo er aus Gutwilligkeit ein Gläschen Schnaps bekommen, nichts gegessen, und die stundenlange Wanderung machte ihm das um so fühlbarer. So suchte er nun vor allem andern das Wirtshaus auf. Als er etwa eine Stunde später dasselbe verließ, hatte er ein wenig viel über den Durst getrunken. Er durste doch ein paar Gläser Wein trinken, um die dumme Ermüdung, die ihm die Füße schwer wie Blei machte, zu verschleichen. Warum auch nicht? Da er doch das Geld dazu in der Tasche hatte. Und zu seinem Vorhaben richtete er es sowohl mit der Zeit wie auch mit dem vorhandenen Rest von Sinnen; eine besondere Geschicklichkeit brauchte er ja dazu nicht anzuwenden; wenn es ihm überhaupt glücken wollte, dann glückte es ihm auch so. Auf dem Oberleitnerhof erfuhr er, daß der Bauer am Morgen in die Stadt gefahren sei und erst in einigen Stunden

zurück erwartet würde. Was blieb ihm da übrig, als noch einige Zeit im Wirtshaus zuzubringen?! Als der Oberleitner dann noch nicht daheim war, machte er sich auf den Weg zur Stadt. Es war ja doch am geschicktesten, wenn er dem Lenz entgegenging; da hatte er ihn dann für sich allein, wie er es so brauchte, da ließ sich leichter über die Sache reden. Langsam Schrittes wanderte er dahin und ärgerte sich alle Augenblicke, daß der Weg immer so eine schnurrige Richtung nahm, daß er mit demselben gar nicht recht auf „gleich" kam. Er hatte alle zwei Minuten den Straßenrand vor sich und plumpste dann jedesmal getreulich in den Graben hinunter, als hätte er zu demselben eine ganz besondere Liebe. Auch die Geröllhaufen lagen immer da, wo er eben dahinging. Er bekam bald zerschundene Hände, und auch über Wangen und Kinn zogen sich ein paar dünne, rote Streifen, seit er einmal das Gleichgewicht gar zu sehr verloren. Scheltend und fluchend ging er dahin, oder eigentlich: taumelte er; er hatte eben bei dem langen Zuwarten doch ein bißchen zu viel Wein in sich hineingeschüttet.

Eine halbe Stunde mochte er so dahingewandert sein; ein leichter Wind hatte sich während seines Wirtshausaufenthaltes erhoben, der nun immer heftiger wurde; einmal ging sein Hut auf die Wanderung, von einem heftigen Windstoß fortgetrieben; er brauchte eine Weile, bis er denselben wieder in seinen Händen hatte. Während er demselben nachstrebte, kam ein Gefährt daher. Da oben saßen der Oberleitner, dessen Vater und der Buchenhofers Jerd. Erstere hatten den letzteren auf halbem Weg vom Markt her eingeholt. Der Jerd hatte dann zu den beiden auf dem Wagen kurz hinaufgegrüßt. Des Oberleitners Vater aber hatte den Burschen erkannt und legte nun die Linke auf seines Sohnes Arm. „Halt an!" sagte er. „Das ist ja der Zubräutigam, der unser Sepherl neulich heimbegleitet hat — laß ihn aufsitzen.“ Und zu dem Burschen rief er hinunter: „Wegen was brauchst deine eignen Füß' bei dem schlechten Weg' heut und fahrst nicht?"

„Weil unser Fuchel lahmt, und der Scheck ist ein so langamer Trotter, daß ich mit dem Sehen auch bald so weit komm'! Brauchen thun sie ihn halt auch gerad' daheim.“

„Und magst nicht mit uns fahren?" fragte der Alte wieder, während sein Sohn den Wagen zum Stehen brachte. Nun nickte der Bauer auch dem Jerd zu. „Steig auf.“

Im ersten Augenblick zauderte dieser, dann folgte er dem Geheiß. Und wie er so dicht neben dem alten Mann saß, schaute er immerzu auf dessen Sohn hinüber. Das ernste Mannesgesicht mit den festen, schönen Zügen, die kein Lächeln zu kennen schienen, gefiel ihm so gut, so überaus gut. Einmal traf er in den Blick der blaugrauen Augen — die hatten einen so klaren, herzensguten Blick, einen unendlich milden, weichen, warmen Glanz. Und diese Augen sollten die eines Mörders sein? Wenn sie es waren, dann mußte dieser Mann furchtbar gereizt worden sein, daß er in halbem Wahnsinn zuschlug — oder er hatte es nur in bloßer Notwehr gethan, unversehens. Und wenn es so war, dann mußte er selber durch sein Gewissen die ärgste Strafe erlitten haben — danach sah er aus.

„Bub', du bist aber ein Stader!" sprach ihn der Alte plötzlich an. „Nicht ein Wörtel hat er noch gesagt und sitzt schon gleich eine Viertelstund' da heroben. Ich hab' mir denkt, du thätst gleich im allerersten Augenblick nach unsrer Sepherl fragen, wie's ihr geht.“ Und augenzwinkernd sah der Alte schelmisch den Burschen an, dann fuhr er allsogleich fort: „Weißt du, wir zwei, ich und die Sephi, wir haben halt gar so oft ein Gered' über dich! Mußt ihr nicht schlecht gefallen haben bei derselbigen Hochzeit, denk' ich!"

„Ah so!" machte der Jerd unruhig und sah von dem Alten fort. In sein Antlitz aber war das helle Blut gestiegen, daß es ganz hochrot aussah, und sein Herz klopfte mächtig. Daß die Sephi an ihn dachte, das — nun, das verursachte ihm im ersten Moment eine wonnige Freude, die aber jäh wieder entwich. Das — nein, das durfte nicht sein, daß das Dirndl mit mehr als einer freundlichen Empfindung an ihn dachte; bisher hatte es sich um ihn allein gehandelt, und er mußte die Sache verwinden lernen, obwohl es ihm, wie er mit jedem Tag aufs neue einsah, jede Freude aus seinem Leben nahm. Nein, sie durfte nicht in ein solches Leid hineinkommen wie er — Herr Gott im Himmel, sie nicht! Es sagte ihn eine namenlose Angst um sie — und doch jubelte ihm wieder das Herz dazwischen: „Sie hat eine Lieb' für dich, sie hat dich gerne!"

Der Alte blinzelte ihn noch immer von der Seite an; er merkte die Unruhe und sah den Wechsel von Freude und Trauer in seinen Zügen und sagte dies nach seinem Sinn auf, indem er meinte, der Bursche sei ein wenig verschwiegen und geniere sich zudem ein bißchen in der Gegenwart des Vaters von dem Dirndl. Da gedachte er denn die vorhandene Zeit und Gelegenheit auszunützen, wie er es für gut und der Sache

nüchlich hielt. Er hatte es so wenig wie der Ferkel beobachtet, daß der Oberleitner vorhin ganz blaß geworden war und den jungen Burschen mit einem wunderlichen Blick gemessen hatte. In halb kindischer Freude plauderte der Alte weiter: „Gelt, eine saubere Dinger ist sie halt, die Sephi?! Das muß ein jedes sagen, was sie anschaut. Ist halt gerad' so wie ihr Großmutterl, mein selig's Weib, gewesen ist in ihren jungen Jahren. So sauber und fein und so zart, gerad' zum Zerbrechen! Und das goldene Gemüt, das ihr Großmutterl gehabt hat, das ist ihr schon auch zuteil geworden; ein sanftmütiges, weiches Herzchen hat sie, und eine Anhänglichkeit, eine Lieb' und eine Treu' für ihre Leut' ist in ihr, schier nicht zu sagen. Den die einmal annimmt zu ihrem Schmann, dem braucht man kein Glück zu wünschen, der nimmt es halt schon mit ihr mit hinein in sein Haus. Ja du, wenn du nur wissen thät'st, wie gut als —“

„Na, jetzt hört aber der Vater einmal auf mit der Red'!“ unterbrach jäh und schier heftig der Oberleitner die Lobrede. „Das lautet ja gerad', als möchtest du sie einem Mann hinaufgeigen mit deiner Lobrederei! Hat's nicht not. Ich verhoff', sie bleibt mir noch recht lang im Haus.“

Der alte Mann lachte leise. „Das kann sie schon! Mußt dir halt einen Tochtermann nehmen, der einmal dein Gehöft übernehmen mag.“

Der Oberleitner wollte wieder in heftiger Weise antworten, man sah es; doch auf einmal schien er sich zu besinnen, nickte bedeutsam und sagte ruhig: „Und den weiß ich mir schon.“

So, nun hatte er wohl in den Weg, der die zwei

in seltsamer Gangart auf der Straße daherkomme, einen Augenblick später bemerkten ihn die beiden andern auch. Nach einer Weile meinte das alte Bäuerlein: „Nu, mir scheint, für den dort ist unser Straßen da zu wenig breit ausgefallen! Der hat sich einen saubern Rausch geholt im Wirtshaus.“

Der Oberleitner nickte. „Freilich. Die Leut' finden halt niemals mehr aus dem Wirtshaus, bevor sie nicht am allerbesten drinnen geblieben.“ Er mäthigte die Gangart der Pferde; dem Menschen dort auszuweichen, daß ihm nichts geschah, konnte schwer halten. „Bleib stehen,“ rief er dem Betrunknen zu, „als er in die Nähe desselben kam, „sonst reißt's dich unter die Pferd'!“

Statt aber das Geheiß zu befolgen, taumelte der Mann in schiefer Richtung auf die Pferde zu; es

waren auch die Jahre verweisend über die Züge gegangen, und hatten sie auch die Haut vertrocknet und runzelig gemacht — er war doch noch zu erkennen, der cynische, in Grund und Boden verdorbene Mensch, für den das Zuchthaus — seinem eignen Ausspruch nach — eine „Erholungsresidenz für seine geschwächten Nerven“ war. „Ich kenn' dich jetzt!“ sagte der Bauer gefast; wie ruhig klang es: „Was thust denn du wieder da?“

„D' Oberleitnerbekanntschaft auffrischen!“ sagte der Bursche so höhnisch, wie er es mit seiner schweren Zunge gerade zuwege brachte. „Und ich hab' gehört, der Oberleitner hält eine übervolle Tasche; da thät' es nicht schaden, wenn man sie durch einen Griff hinein leichter machen thät'!“

Also darauf war es abgesehen: er sollte das Schweigen des Menschen da erkaufen, damit er der angesehene Bauer, der er war, bleiben konnte. „Meinst?“ fragte er und wippte die Peitsche leicht hin und her. „Wenn dich halt irren thätst, und der Oberleitner gerad' so viel um die Meinung der Leut' fragen thät', daß er nicht einen ludrigen Kreuzer darum spendieren müßt'?“

„Sei so gut!“ meinte der Pauli völlig erschrocken, und seine Augen schauten einen Moment lang gar nicht so stier wie bisher zu dem Bauern empor. „Kann dir doch nicht all's eins sein, ob dich die Bauern da herum bei deinem rechten Namen schreien, den dir so schlimmer Weiß' erworben hast, oder ob du ihnen der Oberleitner bleibst, wie bisher gewesen bist! Das kann dir doch nicht ein Ding sein, he du!“

Im Gesicht des Oberleitners zogen sich jetzt die



Commodore Dewey,
Chef des amerikanischen Geschwaders bei den Philippinen.



Contre-Admiral Cervera,
Chef des spanischen Geschwaders bei Cuba (Santiago).



Admiral Montojo,
Chef des spanischen Geschwaders bei den Philippinen.



Admiral Sampson,
Chef des amerikanischen Südgeschwaders (Cuba).

ihren Sohn und seine Tochter — etwa zusammenführen konnte, gäh eine Kluft hineingerissen. Er mochte ja sein eignes Dirndl nicht elend werden sehen, so herzenselend, wie er gewesen war all die langen Jahre hindurch. Und sie — sie sollte auch nicht sagen können: „Du hast eine Schuld daran, daß gerad' die zwei zusammenkommen müßten!“ Denn sie, die Stolz, die Ehrenhafte, würde ja nimmermehr zugeben, daß ihr Sohn seine Tochter freite. Nein, so sie ihr Lebensglück um der Ehre willen hinterwerfen konnte, so würde sie gewiß auch ihren Sohn lieber verstoßen, ehe sie in diese Heirat willigen würde!

Der Ferkel war bei den wenigen Worten des Bauers jäh erblaßt und zusammengefahren wie in tödlichem Schreck. Sie war also schon so gut wie versprochen, die Sephi, an einen andern! — Seine Augen hatten sich weit geöffnet, und mit heiß fragendem Blick starrten sie in das Gesicht des Oberleitners. „Ist's wahr?“ wollte er fragen, that es aber nicht; sein Blick erlosch, und er wandte sich ab. Es war ja gut so, wenn sie sich einen andern nahm.

Der Oberleitner hatte das Erblichen und Erschrecken des Burschen wohl bemerkt. Sollte es schon zu spät sein und die beiden ihr Herz aneinander verloren haben? — Er hieb auf einmal auf die Pferde ein, daß sie dahinstürzten wie gejagt; den zwei andern hatte es einen „Nüttler“ gegeben, nun saßen sie still und ruhig nebeneinander. Die Augen des alten Bäuerleins hatten einen still verwunderten Blick; der Ferkel aber hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und starrte geradeaus mit merkwürdig erloschenem Blick. So ging es lange Zeit in völligem Schweigen dahin; das Gefährt rollte in einem Saal dahin, die Pferde kamen nicht aus dem Laufen, sie wurden von Zeit zu Zeit mit der Peitsche angetrieben. — Der Oberleitner selber war der erste, welcher bemerkte, daß ein Mensch

schien sogar, als wolle er denselben in die Zügel fallen. „Se, bist 'leicht der Oberleitner, du?“ fragte er mit schwerer, lallender Zunge. „Meine Augen sind ein bißel trüb angelaufen, da kenn' ich dich halt nicht mehr recht wieder.“

„Wer bist?“ fragte der Oberleitner ruhig vom Wagen herunter und hielt die Pferde an; die Stimme mahnte ihn, als hätte er dieselbe schon irgendwo einmal vernommen, allein er wußte sich im Augenblick auf das Wie und Wann nicht zu besinnen. „Wer bist?“ fragte er noch einmal.

„Na, halt einer, den der Oberleitner recht gut kennt!“ Roh lachte der Geselle dazu auf und fügte dann hinzu: „Eine freudenreiche Bekanntschaft mag's ihm freilich nicht scheinen, ha ha! Unterm freien Himmel ist f' halt schon nicht geschlossen worden.“

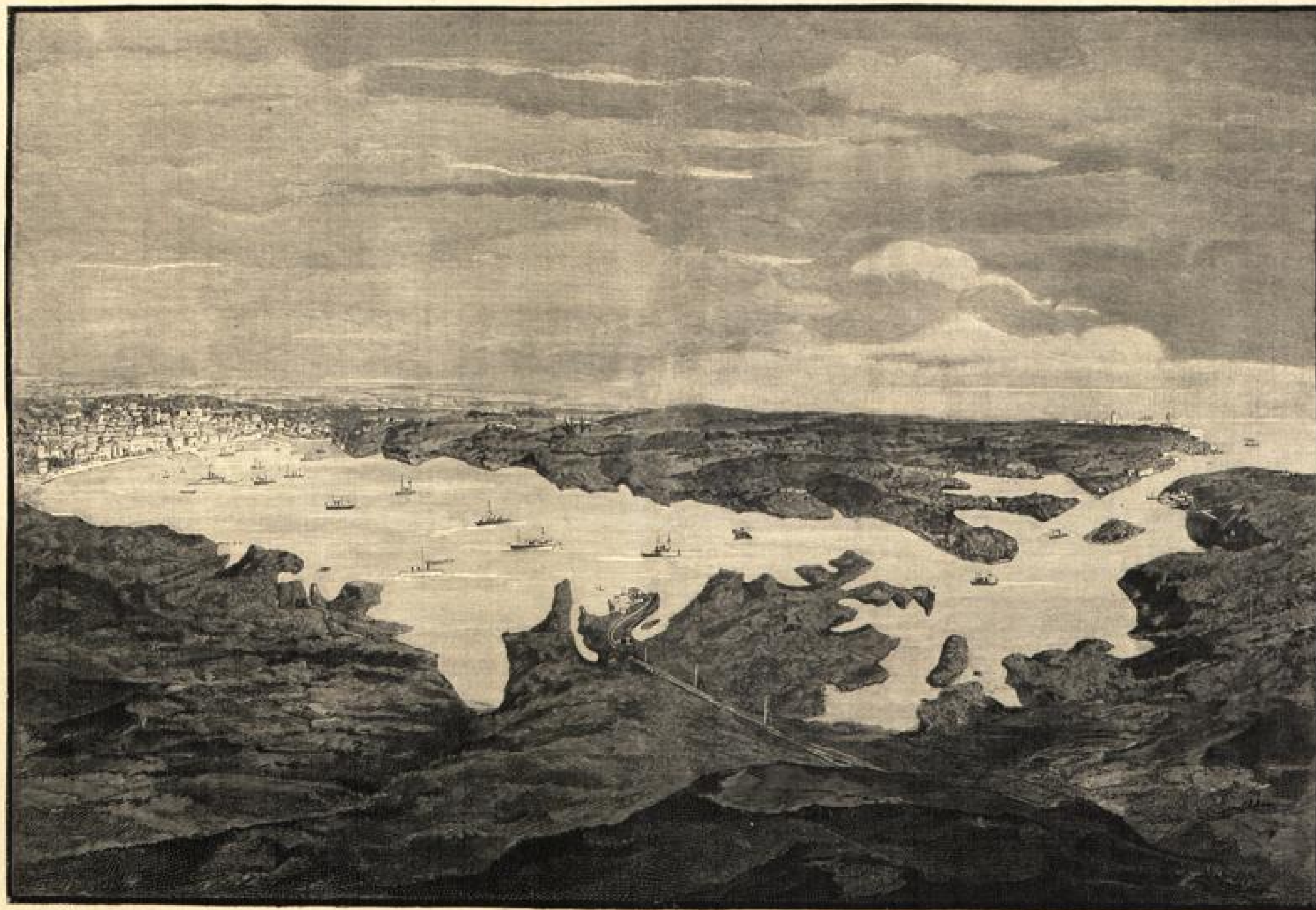
Da war es dem Oberleitner, als stöde sein Herzblut. Das konnte nur einer sein, an den er lange nicht mehr gedacht, den er schier vergessen in seinem strengen, arbeitsreichen Leben — der Pauli. Und der war es auch; er sah die kleinen, verschmitzten Augen, die jetzt ein häßliches Gefunkel hatten, sah das kurze, gedrungene, etwas vorgebaute Kinn mit den schmalen, dünnen Lippen, die ein abscheuliches Lächeln umzude;

Brauen dicht zusammen; kalten, harten Blickes schauten die noch immer schönen Augen des Mannes drunter hervor. „Ein Ding ist's mir! Meinst, ich wär' sonst dageblieben, wo ein Wort des andern jeden Tag mir das nehmen könnt', wovon du meinst, ich hing' so arg viel daran? Für mich bin ich der Oberleitner; was die andern aus mir machen, das gilt mir gleich.“

„Sakra! Sakra!“ murmelte der Pauli vor sich hin. „Da hab' ich also eine verfehlte Meinung gehabt.“ Plötzlich aber lief es durch seine Züge hin wie ein Triumph. „Los du! Wenn ich aber was haben thät', was dir gehört, was ich dir schon lang zurückstellen wollt' — gibst mir dann was Rechtes dafür? Weißt, selbigen Brief, den ich hält' der Buchenhofen Franzl überbringen sollen! Was giebst mir dafür?“

„Den Brief —? Den hält'st ihr nicht gegeben? Den hat — sie nicht gelesen?“ Stodend fragte es der Oberleitner; die Peitsche war seiner Hand entsunken, und weiß wie Kalk war sein Gesicht geworden.

„Gelesen hat sie ihn, aber — nein, eh' mir nicht einen guten Lohn im voraus giebst, eh' sag' ich dir nichts!“ Und lachend griff der Mensch nach den Strängen der Pferde, um sich daran zu halten, denn er hatte auf einmal wieder eine so merkwürdige Schwäche in den Füßen, daß er in heftiges Schwanken kam. Der Oberleitner griff erst in aller Langsamkeit in die Tasche; da er aber sein Geldtäschchen in Händen hatte, entnahm er in jäher Hast demselben eine Banknote und warf sie dem Pauli in die rasch ausgestreckte Hand hinunter. Nun brauchte es noch zwei, drei Minuten, ehe der Pauli so weit gekommen war, mit seinen unfinken Fingern den Brief aus der Brusttasche seines Rockes zu zerren. „Da hast ihn. Dazumalen hat halt der Bergmeyer Peter die Abgab' von deinem Brief da nicht gern gesehen, und so hab' ich ihn behalten. Gelesen hat sie ihn aber doch, die schöne Franzl —“



Santiago.

Der Hafen.

Punta Sol.

Die Stadt von Santiago.

Castello Morra.

Sicht von der Stadt.

heut erst, weil's dem Buchenhöfer jetzt all's eins gewesen ist." Der Sprecher lachte auf wie toll. "Die hat große Augen gemacht — und dem Buchenhöfer ist's halt doch nicht all's eins gewesen, wie ich nachher gesehen hab'! Der hat gestürzt wie ein Wilder und — und zuletzt hat ihm seine Wildheit einen schlimmen Streich gespielt; es hat ihn geworfen wie ein Stück Holz — auf den Boden hin! 'Leicht kannst sie noch einmal haben, die Franzi, Oberleitner! Ich mein' schon!'"

Es stand auf einmal einer dicht neben dem Pauli, faßte diesen an der Schulter und rüttelte ihn. "Was sagst? Was? Redst vom Buchenhöfer, von meinem Vater?"

Lange vorher schon, zu Anfang der Rede des Pauli, war der Ferdl blaß geworden und hatte aus großen, erschreckt starrenden Augen bald auf den Oberleitner, bald auf den Pauli geschaut, nun zuckte es in dem totenblaffen Antlitz in qualvoller Angst und Pein.

"Dein Vater ist er, der Buchenhöfer, so? Na, dann lauf, wenn du noch ein Endchen von seiner schlimmen Seele erwischen willst! Mir ist's vorgekommen, als müßt' es nimmer lang dauern mit ihm. Und um so einen faubern Vater, da muß dir doch wundersleib sein, mein' ich!" Und höhrend lachte der Pauli auf.

"Und die Mutter? Ist ihr was geschehen?" stieß der junge Bursch mit bebender Stimme hervor. Diese Frage jetzt, wo er um den Vater fürchten mußte, bewies, um wie viel mehr ihm an der Mutter gelegen war.

"Na, halt ein wenig hart angefaßt hat er sie schon, geschehen ist ihr aber nichts."

Der Ferdl drehte sich um und ging davon ohne ein einziges Wort; er hatte auf die andern völlig vergessen. Auf dem Wagen oben aber saß der Oberleitner wie verloren da, mit der nervigen Faust den vergilbten Brief umkrampfend. Da streckte sich die zitternde, schier fleischlose Hand des alten Bäuerleins vor und zupfte den Sohn am Rockärmel. "Laß ihn doch nicht gehen, Venz, den dort," bat er leise mit bewegter Stimme. "Er müßt' gern bald daheim sein, führ ihn doch heim zu seinem Haus — geh!"

Gäh fuhr der Oberleitner auf, steckte in aller Eile den Brief in die Tasche und trieb mit kurzem Zuruf die Pferde an, ohne auf den Pauli zu achten, der durch den hastigen Ruck des Wagens einen Stoß erhielt und zur Seite taumelte. Schimpfend trottete er dem Wagen nach. Als dieser den Ferdl erreichte, hielt der Lenker an. "Steig auf, Ferdl, ich fahr' dich bis zu deinem Haus; bist bald dort," sagte er.

"Gelt's Gott!" stieß der Ferdl aus schweratmender Brust hervor, als er wieder oben saß.

Lüchtig griffen die Pferde aus, der Pauli blieb bald weit hinten. Zu Anfang des Dorfes meinte der Oberleitner, der Vater solle absteigen und heimgehen. Doch der Alte schüttelte den weißen Kopf, sah aus trüben Augen den Sohn an und versetzte leise: "Laß mich mit, Venz? Ich müßt' erfahren, was alles geschehen ist um mein'willen. Ich merk' es schon, warum nie ein herzfröhliches Lächeln auf deinem Gesicht gewesen ist — alles um mein'willen, um mein'willen!"

Vor dem Buchenhöfer stand die Franzi, deckte eine Hand über die Augen und schaute nach dem Sohne aus. Da der Oberleitner die Frau ersah, wollte er mit einem raschen Ruck die Pferde anhalten; dennoch fuhr er weiter, sein Antlitz färbte sich mit hoher Blut. Dort stand sie, die er nie vergessen, die allein seinem Leben Sonnenschein gegeben hätte! Was für ein Weib sie war! Schön und stattlich! Und da, als nun der Wagen zu ihr heranrollte, sank die Hand von ihren Augen, und ihr blaßes, ernstes, noch immer so schönes Gesicht zeigte sich ihm. Es faßte ihn ein Zittern, da er in diese teuren Züge schaute — niemals hatte er es empfunden, was er an diesem Weibe verloren, wie jetzt. Damals, als er es erfahren, daß sie ihm verloren, hatte ihn ein wütender Schmerz erfasst, er hatte wie in eine dunkle Nacht vor sich hingeblickt, nun sah er zurück auf viele, viele Jahre, die verlaufen waren, grau, öde, freudelos — und es kam ihm wie Verwunderung an, daß er dieses Leben hatte ertragen können, dieses Leben ohne sie. — Und sie schaute nun zu ihm auf aus Augen, in denen das Entsetzen über sein Kommen stand. — Der Ferdl sprang ab, war im Augenblick neben der Mutter und faßte nach ihren Händen. "Mutter, dir fehlt nichts, nein, gelt?" fragte er in angstvoller, leidenschaftlicher Zärtlichkeit. "Und der Vater —?"

Da sah sie ihm in die Augen, ernst, traurig, und nickte leise. "Deinen Vater hast nimmer," sagte sie, und es klang unendlich mitleidvoll. Hatte sie selber auch keinen schwer zum Herzen gehenden Verlust zu verzeichnen, ihrem Sohne war der Vater verloren gegangen! — "Er ist nicht mehr zur Besinnung gekommen. Ein Herzschlag war's; und alle Hilf' umsonst."

Langsam wandte sich da der Sohn von ihr und ging hinein. Die Franzi aber blieb stehen und blickte auf das Gefährt, das eben herumgelenkt wurde zur Rückfahrt. Und als der Venz die Peitsche hob, um die Pferde anzutreiben, sah er noch einmal auf sie — und

sie that hastige Schritte vor, streckte beide Hände aus und rief schmerzlich bittenden Tones: "Venz!"

Er hielt an, und sie trat neben den Wagen hin und schaute eine Sekunde lang aus weit offenen, fragenden Augen in sein Antlitz empor. Dann faltete sie die Hände und legte sie auf seine Kniee hinauf. "Verzeih mir, Venz," sagte sie weich, "ich hab' den Brief nicht gelesen damals, erst heute! Sonst hätt' ich dich nimmermehr gelassen und mit dir lieber Schand' und Spott getragen!"

In hellem Schimmer glitt es über sein Antlitz, er faßte nach ihren Händen, umschloß dieselben und drückte sie. Dabei neigte sich sein Kopf dicht herab zur Franzi. "Vergessen hab' ich dich nimmer — nimmer. Ein Leben hab' ich gehabt, wo besser wär', keines — aber kannst ja nichts dafür! Da hab' ich dir halt nichts zu verzeihen!"

"O du, was bist für einer!" flüsterte sie leise, in tiefster Innigkeit. "Mit deinem goldenen Herzen! So eine Lieb' zu der Mutter, daß die Ehr' hast hingeben müßte für sie, und hast das Zuchthaus unschuldiger Weib' erlitten um sie! In die Armut, ins Elend hätt' ich gehen sollen mit dir — mit deinem goldenen Herzen! Und wär' besser daran gewesen!"

Mit wunderlichem Schauen hingen beider Blicke ineinander — das war Liebe, die jedes Leid einander vergab, die jede Qual ertrug, die stark und tief war, daß sie zwei Seelen einte. — Die Franzi schrak plötzlich zusammen; sie erinnerte sich des Toten im Hause, und langsam entzog sie ihre Hände dem Mann. "Behüt' dich Gott!" sagte sie leise.

Da nickte der Venz. "Behüt' dich Gott!" Sein Blick wanderte über sie hin, liebevoll, dann nickte er ihr nochmals zu. Gleich darauf rollte das Gefährt langsam davon, und die Franzi ging dem Hause zu.

Schweigend fuhren der Oberleitner und sein Vater dahin. In dem schönen Mannesgesicht war ein weichmütiger Ausdruck; der Blick der Augen schimmerte hell und frohsinnig wie einst in der Jugend. Das alte Bäuerlein aber hatte die Hände über den Knien gefaltet und murmelte immerzu leise, verständliche Worte vor sich hin. Auf einmal aber griffen die alten Hände herüber nach der Rechten des Sohnes, umschlossen dieselbe, und mit zitternder, gebrochener Stimme klang es an des Oberleitners Ohr: "Mußt' mir verzeihen, Venz! So viel hab' ich dir angetan mit meinem Gachjorn von damals! Deine Freiheit hab' ich dir stehlen lassen — und dein Glück hast fortgegeben aus deinem Leben! Wenn ich nur das gewußt hätt', nur das! Ich hätt' es halt nimmer gelten lassen sollen, daß dich anstatt meiner gestellt hast; aber erst hat es mich getroffen, das schreckliche Geschehnis, daß ich gewesen bin wie blind und taub, als thät' ich nichts empfinden, weil es mir das Herzblut gestockt hat in schwerem Entsetzen. Und dann, wie ich ein wenig zu mir gekommen bin, da warst du schon weg — und deine Mutter, mein lieb's, arm's Weib, ist wieder in schweren Schmerzensanfällen gelegen und hat sie wochenlang nicht losgelassen — und ich hab' nicht fort können, nicht fort können, so gern ich hätt' mögen. Meine Hand hat sie gehalten, stundenlang oft, und hat halt immer wieder gebeten, ich sollt' keinen Schritt fortthun von ihr, sonst vermüßt' sie es nicht auszuhalten, so viel Leiden. Tag und Nacht bin ich bei ihr geblieben und hab' mich schier nicht gerührt — wie mir da gewesen ist, Venz, wie mir da gewesen ist! So ein Weib hab' ich gehabt, um sie, um dich! Stückweis' hätt' mir eins das Herz aus dem Leib reißen können, wär' nicht schmerzvoller gewesen. Und sechs lange Jahr' hat es gedauert; da erst ist mein Weib von ihren Schmerzen erlöst worden. Wie ich dann zu dir gekommen bin, Venz, daher — da schaut' ich in dein ruhiges, arbeitames und so reich gesegnetes Leben hinein wie in einen großen Trost, wie ein Balsam war es auf eine brennend' Wunden. Und jetzt — heute das — das! Wo kein Andern mehr hilft, kein gutes Wollen. Und wenn ich noch so laut hinausfähr' — Ich bin's gewesen, ich, nicht der Venz, mein Sohn! — helfen thut's halt nichts mehr! Die Jahr', die vielen Jahr' statt' ich dir nicht zurück, wo du elend gewesen bist zu tiefst im Herzen, weil du die so gern gehabt hast und hast sie nicht haben können. Mein Gott, mein Gott, Venz, das ist mein Leides, daß ich das weiß und kann dir nichts thun — nichts —"

Mit oftmals schier versagender Stimme hatte der Mann gesprochen, ohne auf die Abwehr des Venz zu achten, nun schlug er die Hände vors Gesicht und begann bitterlich zu weinen. "Sei doch, stat', Vater!" bat der Venz still und legte seine Rechte hinüber auf des alten Mannes Knie. "Es hätt' ja anders kommen können, aber die schlechten Menschen, ja die, weil die dabei waren! Aber ich mein', es kommt mir doch noch heim, mein Gutthun für die Mutter — all die langen Jahr' her hat mir der Franzi ihr Herz gehört, und es gehört mir noch!"

Es gehörte ihm noch, ja. Und da das Trauerjahr vergangen war, richtete sich die Franzi eines Sonntagnachmittags feiertäglich zusammen. Da sie danach in

die Wohnstube trat, suchte ihr Blick den Sohn, dem sie anbefohlen, sich recht schmuck zu machen und in der Stube dann auf sie zu warten.

Der hochgewachsene Bursch stand auch richtig schon drinnen, vorne bei einem Fenster, und kam nun auf die Mutter zu, sie mit fragenden Augen ansehend.

"Na, was meinst halt, was wir für einen Gang vor uns haben heut?" fragte sie, während ein weiches, gütiges Lächeln um ihre Lippen spielte. "Eine Brautwerbung halt! Oder hätt' ich mich geirrt, und du thät'st nicht immer noch die im Herzen tragen, die ich dir bazumal verredet hab'?"

Der Ferdl öffnete die Augen weit im Staunen. Dann reckte sich seine Gestalt empor, und er atmete hoch auf. "Mutter — d' Sephi meinst? Und darf ich sie denn haben jetzt?"

"Wenn du sie willst," versetzte seine Mutter. Sie hatte kaum ausgesprochen, klopfte es an die Thüre, und als sie "Herein" rief, stand eine hohe Gestalt auf der Schwelle, bei deren Anblick sie einen leisen Schrei nicht zurückhalten konnte — der Venz! Ein Sträußchen Rosmarin steckte in einem Knopfloch seines Rockes, und als der Ferdl das ersah, machte er sich rasch zur Thüre hinaus. Das galt der Mutter, er wußte es, und — er gönnte ihr das Glück, das so spät erst zu ihr kam. "Gerad' jetzt haben wir zu dir wollen," sagte die Franzi. "Ich und der Ferdl! Deine Sephi will ich für ihn!"

Er nickte und trat langsam heran zu ihr. "Ich hab' nichts dawider, nur ein wenig warten müssen die jungen Leute; denn ich mein', weil ich und du so lang gewartet haben, so kommen wir zuerst an die Reih'. Oder willst mich nicht mehr, Franzi? 's ist ja spät geworden, ich find' schon graue Haar' auf meinem Kopf —!"

Sie sah ihn an, wie er hochauferichtet vor ihr stand mit seiner kräftigen, strammen Gestalt, der man noch nichts von seinen Jahren anmerkte, sie sah in das ihr so liebe Gesicht, das jetzt ein weiches Lächeln trug, in die Augen, die merkwürdig jung leuchteten — wo fand sich einer, der war wie er? "Ich will dich, ja, ja, ich will dich," sagte sie sanft und herzlich.

Im Buchenhöfer gab es noch viele Jahre ein glückliches Paar, dem zwar keine Kinder mehr erblickten, das aber dafür eine zahlreiche Schar hübscher, blühender Enkel heranwachsen sah.

Amerikanische und spanische Admirale.

(Bild S. 612.)

Auf dem westindischen Kriegsschauplatz scheint sich die Wage allgemein zu Gunsten der Vereinigten Staaten zu senken; obgleich es dem spanischen Admiral Cervera gelungen ist, eine Anzahl spanischer Kriegsschiffe von den Kap Verdischen Inseln unbemerkt von den feindlichen Geschwadern über den Atlantischen Ozean in den cubanischen Hafen Santiago zu führen, so ist doch die Kunde von weiteren Taten des Admirals ausgeblieben. Sein Gegner ist der Admiral Sampson, Befehlshaber des Südgeschwaders der Vereinigten Staaten, der Cerveras Auslaufen bisher verhindert hat. Kaiser haben sich auf den Philippinen die Rehe des Mißgeschicks um die Spanier zusammengezogen; die persönliche Tapferkeit des Admirals Montojo hat die Vernichtung der unzulänglichen spanischen Schiffe in dem Treffen von Cavite nur beschleunigt. Sein siegreicher Gegner, Kommodore Dewey, braucht bloß zu warten, bis ihm die reife Frucht, Manila, die Hauptstadt der Philippinen, in den Schoß fällt; die in wohl vorbereiteterem plötzlichen Ausbruch auf dem ganzen Gebiet aufflammende Empörung hat die spanische Besatzung der Hauptstadt in eine verwickelte Lage gebracht.

Santiago.

(Bild S. 613.)

Der Hafen von Santiago auf Cuba ist seit mehreren Wochen in aller Munde. Von seiner geschätzten Lage giebt unsre Abbildung eine treffliche Vorstellung. Um die enge Einfahrt zu sperren, die spanische Flotte wie in einer Mausefalle zu fangen, haben die Amerikaner ein wertloses Schiff versenkt. Santiago war bis 1607 die Hauptstadt von Cuba und ist noch heute Sitz eines Provinzialgouverneurs und eines Erzbischofs. Die Ausfuhrgegenstände des Hafens sind Rohzucker, Farbhölzer, Rum und dergleichen, die meist nach den Vereinigten Staaten gehen. Die Bevölkerung, etwa 60 000 Köpfe, besteht überwiegend aus Negern und Mulatten. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser einstöckig und mit flachen Dächern versehen.

Bilder aus deutschen Ländern.

Landsberg am Lech.

(Bild S. 614.)

Wer mit dem Gilzug von Lindau nach München fährt, dem taucht beim Ueberschreiten des schäumenden Lech in südlicher Richtung ein Städtebild auf, einige ragende Türme, die sich vom Himmel abheben, und bei günstiger Beleuchtung graues Gemäuer, gebettet ins Grün des hohen Lechufers. Wenn der Reisende kein Landestind ist, so fragt er vielleicht nach dem Namen des Ortes, er erinnert ihn an das ihm bekanntere Landsberg an der Warthe, und im nächsten Augenblick hat sich ihm der Name Landsberg am Lech schon wieder halbverschollen eingereicht in die lange Liste der weltabgelegenen kleinen Nester Deutschlands. Das hat mit ihrem Kaffeln die Eisenbahn gethan, möchte man parodierend ausrufen. Denn nur die Raivität der

vierzig Jahre ist daran schuld, daß die Bahn von München nach Lindau nicht über Landsberg am Lech gelegt worden ist, sondern eine Stunde nördlich davon vorüberführt. Die damalige Generation glaubte, daß der uralte Frachtverkehr von Schwaben nach Bayern, der die steile Straße hinter dem Schmalzthor (siehe die Abbildung) empor und durch das (leider nicht abgebildete) hochinteressante Bayerthor verfolgte, und durch die Notwendigkeit des Vorspanns für Landsberg sehr einträglich war, ein wertvollerer Besitz sei als die neuzeitliche Eisenbahn, und man gedachte, deren Konkurrenz sich fernzuhalten. Diese Kurzsichtigkeit hat sich bitter gerächt; der Frachtverkehr auf der Althe schloß ein, und Landsberg am Lech sank trotz aller seiner ruhmvollen historischen Erinnerungen zum Ländchen herunter. Erst post festum hat es dann durch eine Nebenbahn wieder Anschluß an die Strecke Lindau-München erhalten. Dem Altertumsliebhaber wie dem Naturfreund bietet das Städtchen eine reiche Fülle von Anregungen; eine Ausläse gewähren unsere Abbildungen, die sich selbst zur Genüge erklären. Landsberg ist im Sommer der Aufenthalt des berühmten deutsch-englischen Malers Hubert Herkomer, dessen Wiege in einem nahen Dorfe gestanden ist. Zu Ehren seiner Mutter hat er den schönen „Mutterturm“ aufgeführt, der auch ein Atelier des Künstlers enthält. Im Rathausaal, dessen prachtvoller Holzpflaster aus dem ehemaligen Jesuitenkollegium stammt, befindet sich ein großes Gemälde Herkomers, eine Sitzung des Stadtrats mit dem Bürgermeister darstellend, lauter Porträts von einer Lebenswahrheit und Natürlichkeit, wie kaum auf den besten holländischen Bildern dieser Art. Es ist ein wahrhaft fürstliches Geschenk des Malers. — k.

Aus dem Haushalt des Deutschen Kaisers.

Von

A. Oskar Auaßmann.

Der Kaiser auf Reisen.

Der Kaiser ist im Jahre durchschnittlich 175 Tage in Berlin oder Potsdam und 195 Tage auf Reisen, zur Repräsentation, zu militärischen Besichtigungen, zur Leitung von Manövern des Heeres und der Flotte, zu Denkmalsenthüllungen oder Einweihungen großer Bauwerke. Zur Erholung reist der Kaiser bekanntlich nach dem Norden. Die Jagdausflüge des Kaisers, die sich stets nur auf wenige Tage erstrecken, sind dabei nicht als „Reisen“ gerechnet. Nur wenige Menschen sind sich darüber klar, daß sämtliche Reisen des Kaisers mit Ausnahme der einzigen Erholungsreise weder ihm noch den Personen seines Gefolges und seinem Hofmarschallamt auch nur einen geringen Teil der Freude bereiten, die gewöhnlich Reute haben, die den Kaiser als Gast bei sich oder in ihrer Stadt sehen. Die Reisen des Kaisers sind für ihn, sein Gefolge und seine Beamten mit außerordentlichen Strapazen verknüpft.

Für die Reisen muß ein ganz kolossaler Apparat aufgegeben werden, die Vorbereitungen brauchen oft Monate. Nehmen wir an, es handelt sich um eine Manöverreise des Kaisers, welche ungefähr drei Wochen in Anspruch nehmen würde. Der Kaiser wird in dieser Zeit den Manövern und Paraden der Truppen anwohnen, er wird fremde Fürstlichkeiten als Gäste im Manöverterrain empfangen, er wird gleichzeitig interessante Orte und Gegenden kennen lernen, er wird ein paar „Einweihungen“ bewohnen, eine Denkmalsenthüllung mitmachen und so weiter. Schon Monate vorher wird bestimmt, wer vom Gefolge, wer von der Dienerschaft die Reise mitmacht. Dann hat das Hofmarschallamt mit den Ortshäuptern, in denen der Kaiser Aufenthalt nehmen wird und in denen sich nicht königliche Schlösser oder Regierungsgebäude befinden, in denen er selbst wohnen und übernachten kann, die Verhandlungen wegen des Quartiers zu führen. Quartier ist zu beschaffen für den Kaiser, die Kaiserin, die fremdländischen Fürstlichkeiten, für das Gefolge, für die fremden Militärattaches, für das ganze militärische Hauptquartier des Kaisers, für sämtliche Beamte des Hofmarschallamts, der Polizei, für die Dienerschaft und so weiter. Bei der Wohnung, die für den Kaiser besorgt werden muß, ist Rücksicht zu nehmen auf die persönlichen Bedürfnisse des Kaisers, zu denen zum Beispiel allmorgendlich ein kaltes Bad gehört, es müssen Räumlichkeiten vorhanden sein, in denen der Kaiser arbeiten, schlafen, speisen, Vorträge entgegennehmen und Audienzen erteilen kann. Befindet sich ein königliches Schloß in dem Ort, so muß eine vollständige Revision der Zimmer stattfinden, es müssen Möbel austrangiert und durch Möbel aus andern Schlössern ersetzt werden, es müssen Reparaturen, ja sogar kleine Umbauten stattfinden, weil solche alte Gebäulichkeiten oftmals nicht den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Dazu kommt die Wohnungsfrage für die Kaiserin, die fremden Fürstlichkeiten und die bereits oben erwähnten Personen seiner Begleitung. Sehr oft quartiert das Hofmarschallamt den Kaiser bei Privatpersonen ein. Abgesehen davon, daß sich schwer die Räume finden lassen, die der Kaiser braucht, und von denen man auch verlangt, daß sie untereinander zusammenhängen, daß außerdem noch Korridore, Treppen für die Dienerschaft vorhanden sind — liebt es der Kaiser nicht, andre Leute durch seine Anwesenheit zu belästigen, und so gern die Quartiergeber

auch den hohen Besuch bei sich sehen, mit so vielen Umständen für sie, ja mit Kosten ist ein solcher Besuch verknüpft. Eine Bezahlung kann den Persönlichkeiten, deren Gast der Kaiser ist, nicht angeboten werden, das Hofmarschallamt kann sich nur durch außerordentlich hohe Trinkgelder an die Dienerschaft des Hauses gewissermaßen revanchieren. Dann aber muß auch der Kaiser mindestens bei den Damen des Hauses für die Gastfreundschaft sich durch ein Geschenk bedanken. Das Hofmarschallamt sagt sich, daß ein Quartier des Kaisers bei Privatpersonen teurer kommt als in einem eignen Schloß, selbst wenn dort ein kleiner Umbau und Reparaturen stattfinden müssen, daß außerdem der Kaiser nicht die volle Bequemlichkeit hat, gegen seinen Willen gezwungen ist, Leute zu belästigen. Viel lieber ist es dem Hofmarschallamt bei der Unterbringung des Kaisers und der kaiserlichen Familie auf Reisen, wenn Gebäulichkeiten gemietet werden können, zum Beispiel beim Badeaufenthalte.

Bei Manövern macht die Unterbringung der fremdländischen Offiziere viel Umständlichkeiten. Es bleibt gewöhnlich nichts andres übrig, als ein ganzes Hotel zu mieten. Das Hofmarschallamt muß außerdem abschließen Verträge über die Lieferung von Brennmaterial für die königliche Küche, ferner von Fleisch, Delikatessen, Wein. Denn während der Manöverzeit giebt der Kaiser große Diners.

Ferner muß die Abrechnung mit den verschiedenen Eisenbahndirektionen wegen der Bezahlung für die Kaiserreise stattfinden, denn der Kaiser hat keineswegs freie Fahrt auf den Eisenbahnen, nicht einmal auf den preussischen Staatsbahnen.

Auch mit der Ortspolizei der Städte und Dörfer, in denen der Kaiser manchmal vielleicht nur für eine Stunde Aufenthalt nehmen muß, hat das Hofmarschallamt Verhandlungen wegen der Sicherheit des Kaisers, besonders die nötigen Absperrrungsmaßregeln, zu treffen. Es hat mit Gemeindevorständen, Deputationen, Gewerben, Kriegervereinen, Magistraten zu verhandeln, die dem Kaiser gern Ovationen bereiten möchten. Die Zeit, die dem Kaiser zur Verfügung steht, ist bis auf die letzte Minute vorausberechnet, und doch will man die Leute, die ihren Respekt, ihre Verehrung durch irgend etwas kundgeben wollen, nicht zurückweisen. Die Gemeinde jedes Dorfes, das der Kaiser auf seiner Fahrt nach dem Manöverfelde passiert, würde natürlich wünschen, daß der Kaiser dort aussteigt, sich einige Stunden aufhält, ein Frühstück einnimmt und so weiter. Das Hofmarschallamt muß viele Briefe schreiben, bis sich die Gemeinde damit begnügt, daß der Kaiser fünf Minuten Halt macht. Selbst das Maß für die Ehrenpforte, die der Kaiser in dem betreffenden Dorfe passieren wird, muß dem Hofmarschallamt angegeben werden.

Nehmen wir an, diese wochen- und monatelang dauernden Vorbereitungen für die Kaiserreise seien alle glücklich beendet, und in wenigen Tagen sollte die Reise vor sich gehen. Der Hofzug des Kaisers, der in Berlin oder Potsdam im Schuppen steht, wird einer gründlichen Revision im Neuen und Innern unterzogen. Sehen wir uns bei dieser Gelegenheit einmal das Innere und Äußere dieses Zuges an.

Der Hofzug des Kaisers besteht aus neun Wagen, von denen jeder siebzehn Meter lang ist. Die Wagen sind auf Kosten des Kaisers in Görlitz und Breslau hergestellt und haben jeder 50—60 000 Mark gekostet. Die Wagen sind außen blau und hell cremefarbig lackiert und mit breiten goldenen Ranten versehen, außerdem tragen sie das Wappen des deutschen Kaisers. Alle Decken und Wände sind getäpelt, alle Möbel mit gestülptem Wollstoff überzogen. Die Heizung erfolgt durch Dampf und eine einheitliche Abfuhrleitung. Die Beleuchtung durch Fettgas, welches in sogenannten Intensivlampen brennt. Diese neun Wagen bestehen: aus einem Speisewagen, einem Küchenwagen, einem Salonwagen für den Kaiser, einem Salonwagen für die Kaiserin, einem Schlafwagen mit Badeeinrichtung, und Wagen für das Gefolge, die Dienerschaft und das Gepäck. Die Kaiserin hat in ihrem Salonwagen eine besondere Toiletteabteilung, ebenso wie der Kaiser auch in seinem Salonwagen sowohl ein Schlafzimmer hat wie eine Toilette, in der er sich umkleiden kann, denn selbst auf Reisen bleibt das öftere Umkleiden dem Kaiser und der Kaiserin nicht erspart. Der Küchenwagen ist mit allen praktischen Einrichtungen versehen, die man sich nur denken kann; er enthält ebenso Kochmaschine und Speisekammer wie Eiskammer, Wasserreservoirs, Anrichtentisch, eine Pantry, in welcher Geschirr aufbewahrt wird. Es kann hier bequem ein großes Diner für sämtliche im Zuge mitfahrenden Personen zubereitet werden, und im Speisezimmer kann die Tafel für zwanzig Personen gedeckt werden. Der Hofzug gleicht einem fahrenden Palais oder Hotel, und sehr oft benutzt ja der Kaiser, wenn er zum Beispiel nach Kiel kommt, den Hofzug gleichzeitig als Absteigequartier. Er schläft dann in dem Hofzug, empfängt dort Besuche, erteilt Audienzen und so weiter. Vier Tage vor der Abfahrt des Kaisers nach dem

im Westen Deutschlands belegenen Manöverterrain verläßt schon der Marstallzug des Kaisers Berlin oder Potsdam, ein Extrazug, oft geschleppt von zwei Lokomotiven, der befördert: eine große Anzahl der hohen Wagenpferde von schwarzer Farbe, mit denen der Kaiser fährt, außerdem eine Anzahl von Hofwagen. Für den Kaiser, die fremden Fürstlichkeiten, für das Gefolge, für die Adjutanten müssen außerdem Reitpferde mitgenommen werden; ebenso ganze Wagen voll Geschirr und Sattelzeug. Ein Oberstallmeister, mehrere Sattelmeister, Stallbediente, Bereiter, Stallungen begleiten den Zug, in welchem auch einige Personenwagen für die Beamten und Dienerschaft einrangiert sind. Dieser Zug geht deshalb so zeitig ab, damit noch mindestens zwei Tage vor der Ankunft des Kaisers die Pferde auf dem neuen Terrain eingefahren werden können. Für die Unterkunft der Pferde, für deren Verpflegung durch die Lieferanten ist schon wochenlang vorher vom Hofmarschallamt aus gesorgt. Zwei Tage vor der Abreise des Kaisers verläßt der Zug mit Küche und Keller Berlin respektive Potsdam. Die Küchenverwaltung hat außer den Verwaltungsbeamten für diesen Zug respektive für die Reise eine Anzahl von Oberköchen, Köchen und Hilfsköchen zu stellen, die unter einem Küchenmeister stehen. Diese Köche nehmen mit sich: eine große Menge von kupfernen Kochgeschäften, da selbst in den königlichen Schlössern, die nicht bewohnt werden, es in den Küchen an Gefäßen zur Herstellung großer Diners für mehrere hundert Personen mangelt. Ferner das gesamte Tisch- und Weichzeug für die Tafel, die Tafelaufsätze, die Leuchter mit den Lichtern, die Jardinieren, das Tafelgeschirr, das Porzellan, das allein in mehreren Dutzend besonders eingerichteter Körbe verpackt ist. Ferner Konserven oder konservierte Delikatessen, die man an Ort und Stelle nicht bekommt. Die Kellerverwaltung führt mit sich Duzende von Körben, gefüllt mit Flaschen edelsten Weins aus den königlichen Kellern. Nur der Tischwein für die großen Diners, dann der Wein für die Herren des Gefolges und die Dienerschaft werden an Ort und Stelle von Lieferanten bezogen. Außer dem kostbaren Wein hat die Kellerverwaltung noch das gesamte Glas- und Kristallzeug für die Tafel, vom einfachen Wasserglas bis zum kostbar geschliffenen, mit des Kaisers vergoldetem Monogramm versehenen Kelchglas für edelsten Wein, mit sich zu führen.

Zwei Tage endlich vor der Abreise des Kaisers verläßt der dritte Extrazug Berlin respektive Potsdam, welcher die Beamten und das Gepäck befördert. Die Beamten stammen aus dem Zivilkabinett, aus dem Militärkabinett, aus den verschiedenen Abteilungen des Hofmarschallamts. Unter den letzteren Herren befindet sich der Geheime Hofrat, dem die Reisefassette mit den Orden des Kaisers anvertraut ist. Für gewöhnlich sind in dieser Kassette Orden im Werte von anderthalb Millionen Mark enthalten. Auch eine Kasse, die gehörig mit Geld gefüllt ist, nehmen die Beamten auf Reisen mit, denn sie müssen überall bar bezahlen. Ferner führen sie in einer wohlverschlossenen Kassette für mehrere hunderttausend Mark Geschenke mit, die der Kaiser schon im voraus bestimmt hat, oder die er zur Hand haben will: goldene Broschen und Armbänder für Damen, auch goldene Uhren, Brustnadeln, Tabatieren für Herren. Auch Beamte von der Generalordenskommission werden mitgenommen und haben Kassetten bei sich, in denen sie Exemplare der verschiedenen Orden, die der Kaiser unterwegs erteilen will, mit sich führen. Mit diesem Extrazug wird aber auch die Polizei befördert, die für die Sicherheit des Kaisers zu sorgen hat. Es sind dies sehr bewährte Kriminalbeamte, die unter der Führung eines Kriminalkommissars stehen. Sie geben an Ort und Stelle der Kriminal- oder uniformierten Polizei die nötigen Winke über die Sicherheitsmaßregeln, die zu treffen sind. Sie revidieren, bevor der Kaiser ankommt, auf das sorgfältigste das ganze Quartier, in dem er wohnt, ja die Nebenhäuser. Sie sind stets an den Stellen zu finden, die der Kaiser im Laufe des Tages besucht, sie erscheinen in der Ortschaft eine halbe Stunde oder eine Stunde vor der Ankunft des Kaisers und mustern hier mit ihren geübten Augen das anwesende Publikum. Mit diesem Extrazug werden auch die Hoffouriere, die Leibjäger, die Kammerdiener und die Lakaien befördert, dann aber in ganzen Wagenladungen die Kleider für den Kaiser und die Kaiserin. Duzende von verschiedenen Uniformen aller Art nimmt der Kaiser mit sich, Duzende von Toiletten die Kaiserin. Außerdem befördert der Zug das gesamte große Gepäck des Gefolges. In den eigentlichen Hofzug können alle Mitfahrenden nur kleines Handgepäck mitbringen.

Die Eisenbahnstrecken, die der Kaiser passiert, werden schon mindestens drei Tage vorher unter besondere Bewachung gestellt. Alle Wegübergänge, alle Brücken, alle Tunnels, die kleinsten Wasserburchlässe werden auf das sorgfältigste untersucht und geprüft. Das Streckenpersonal, das die Geleise zu revidieren hat, wird vermehrt, ebenso die Bahnwärter und die Schrankenwärter. Auf großen Brücken, am Eingang



Alter Turm und Thor.
Herlomers Rittersburg.
Pfarrkirche.

Marktplatz, Schmalzturm und Mariensäule.
Lechbrücke, Wasserturm und Schloßberg.
Teile der alten Stadtmauer.

Bilder aus deutschen Landen: Landsberg in Bayern. Originalzeichnung von H. Nisle.



Verfolgt. Nach dem Gemälde von H. v. Courten.

Photographie-Verlag der Photographischen Anstalt in München.

von Tunnels, an Stellen, an welchen eine schwierige Passage für den Zug vorhanden ist, werden besondere Posten aufgestellt, um für alle Fälle Signal geben zu können. In vielen Fällen fährt vor dem Zuge des Kaisers eine einzelne Maschine oder auch ein eigener kleiner Zug, bestehend aus einer Maschine mit mehreren Wagen, um eventuell noch Hindernisse, die im letzten Augenblick entstanden sein können, zu entdecken.

Wenn der Kaiser Reisen in das Ausland unternimmt, so geht an Stelle der sonstigen drei Extrazüge nur ein Extrazug ab, welcher das Gepäck und die Reiterpferde des Kaisers enthält. Das Marschallkommando, das zum Beispiel mit dem Kaiser nach Petersburg oder Wien geht, besteht aus einem Stallmeister, einem Sattelmeister, fünf Marschallbedienten, acht Reiterpferden.

Der Oberingenieur oder Betriebsinspektor der Strecke, die der Kaiser befährt, hat sich stets auf der ersten Lokomotive des Hofzuges zu befinden, weil er verantwortlich für die Sicherheit des Zuges ist. Der Direktor des Eisenbahnbezirks, durch den der Hofzug fährt, befindet sich im Zuge und sitzt bei dem Gesolge. Er dient dem Kaiser als Reisemarschall, hat sich stets beim Kaiser oder wenigstens einem seiner Adjutanten zu melden, sobald er seinen Dienst antritt, und ist dazu da, um für alle Fälle gleich Dispositionen treffen zu können.

Bei Tage sind auf allen Stationen, auf denen der Zug hält (aber auch auf denjenigen, die er durchfährt), die Bahnsteige von Personen frei zu halten. Der Zutritt darf nur solchen Personen, Vereinen, Korporationen gestattet werden, deren Anwesenheit vom Kaiser besonders befohlen oder genehmigt ist, sowie Beamten, welche dort dienstlich zu thun haben. Aber auch diese Personen, die dort Zutritt haben, müssen so aufgestellt werden, daß jederzeit der ganze Zug übersichtlich bleibt. Von nachts zehn Uhr bis morgens acht Uhr sind die Bahnsteige auf allen Stationen ganz frei zu halten. In jeder größeren Station hat eine Maschine unter vollem Dampf in Bereitschaft zu stehen, um sich sofort vor den Zug zu legen, wenn eine der beiden den Zug befördernden Maschinen defekt werden sollte. Da die Beförderung möglichst rasch vor sich gehen soll, und ein Maschinenwechsel mit Aufenthalt verbunden ist, hat jede der Lokomotiven gewöhnlich 360 Zentner Kohlen geladen.

In den Königszimmern des Berliner oder Potsdamer Bahnhofs, von dem aus die Abreise des Kaisers erfolgt, versammeln sich die zur Begleitung bestimmten Herren und Damen des Gefolges. Es erscheinen die Prinzen, es erscheint die Kaiserin, und zuletzt fährt auch der Kaiser vor und betritt die Königszimmer, um die hier Anwesenden zu begrüßen. Es wird mit dem Einsteigen gewöhnlich noch einen Augenblick gewartet, weil fast zugleich mit dem Kaiser noch Gepäckwagen aus dem Schloß ankommen, welche das letzte Gepäck des Kaisers mitbringen, das für die Reise mitgenommen wird. Dieses Gepäck besteht aus dem größten Teil aus Dingen des persönlichen Gebrauchs, die der Kaiser gern zur Hand hat, weil er eben gewöhnt ist, sie auf seinem Schreibtisch oder überhaupt in seinem Arbeitszimmer auf gewohntem Platz zu finden. Ist die Zeit der Abfahrt gekommen, so meldet dies der Stationsvorsteher dem Eisenbahndirektor, durch dessen Bezirk die Fahrt geht, und der Eisenbahndirektor wiederum meldet dem Kaiser, daß alles zur Abfahrt fertig ist. Es nehmen jetzt in den ihnen zugewiesenen Wagen die vorherbestimmten Plätze alle Damen und Herren des Gefolges ein, dann steigen auch Kaiser und Kaiserin in den gemeinsamen Salonwagen, und auf die Minute pünktlich setzt sich der Hofzug in Bewegung. Die Abfahrt muß mit aller Präzision geschehen, um den regelmäßigen Bahnverkehr nicht zu stören. Ist die Abfahrt am Morgen erfolgt, so pflegt sich der Kaiser sofort nach Antritt der Fahrt nach dem Wagen zu begeben, in dem er die Vorträge entgegennimmt und wo die betreffenden Herren des Zivil- und Militärdienstes schon warten. Es wird dann stundenlang so eifrig gearbeitet, als befände man sich nicht in einem Eisenbahnzug. Vor dem Durchfahren größerer Ortschaften wird der Kaiser wohl auch darauf aufmerksam gemacht, er tritt dann an das Fenster seines Wagens, um auf die Grüße der auf dem Bahnsteig und außerhalb des Bahnhofs stehenden Leute zu danken. Findet endlich Maschinenwechsel statt, so wird auch gewöhnlich damit ein Empfang verbunden. Der Kaiser verläßt auf einen Augenblick den Wagen, schreitet die Front der Vereine und Korporationen ab, die aufgestellt sind, nimmt Meldungen der Militärbehörden entgegen und unterhält sich einen Augenblick mit den Epochen der Zivilbehörden, mit den Vertretern der Stadt, mit einzelnen Leuten aus dem Publikum. Da stehen Hunderte von erwartungsvollen und erwartungsfreudigen Menschen, die den Kaiser zu sehen wünschen, die zum Teil hoffen können, von ihm angesprochen zu werden. Bleibt der Kaiser dagegen bei einem solchen Empfang im Wagen sitzen, so wird er sich natürlich ebenfalls nicht den Ovationen des Publikums entziehen können. Bei eiligen Arbeiten, die er zu erledigen hat, sieht man ihn dann am Schreibtisch sitzen

oder in Unterhaltung mit einer seiner vortragenden Persönlichkeiten, und nur auf Augenblicke kann er an das Fenster treten und für die Ovationen danken.

Es wird während der Fahrt das Frühstück eingenommen, nach welchem wiederum gearbeitet wird. Es kommen unterwegs auf den Stationen, an denen man hält, schon Depeschen an, die in den Hofzug hineingereicht werden und welche oft Dinge enthalten, die eine sofortige Konferenz des Kaisers mit den Herren vom Dienst und ein sofortiges Angreifen einer langdauernden Arbeit erfordern. Es werden auch auf den Stationen, in denen der Zug längere Zeit anhält, wieder Depeschen nach Berlin an die verschiedenen Behörden aufgegeben, ebenso senden die Herren vom Dienst die erledigten Schriftstücke sofort per Post wieder zur Abfertigung nach Berlin zurück. Erholung für die Reisenden bildet nur das Diner, nach welchem wiederum das Arbeiten aufgenommen wird. Kommt aber endlich der Kaiser an den Bestimmungsort, so harret seiner noch der sehr anstrengende große Empfang. Oft macht der Kaiser für denselben noch während der Fahrt Toilette.

Unter den braufenden Hurrarufen der auf und um den Bahnhof versammelten Volksmenge erfolgt das Einlaufen des Hofzuges in die Endstation. Der Kaiser verläßt sofort den Wagen, um die Meldungen der Spitzen der Behörden entgegenzunehmen und gleichzeitig von den vorausgegangenen Beamten des Hofmarschallamts, des Zivil- und Militärlabinetts Meldungen entgegenzunehmen. Der große Empfang findet gewöhnlich nicht auf dem Bahnsteig, sondern auf dem Bahnhofspflanz oder an der ersten Ehrenpforte statt. Nach einer achtzehnstündigen Fahrt und der dazu gehörigen körperlichen und geistigen Anspannung durch langes Arbeiten ist auch eine solche Ovation keine Annehmlichkeit für die Nerven. Es folgt dann die große Begrüßungsrede an der ersten Ehrenpforte durch den Oberbürgermeister der Stadt oder durch einen der ersten Regierungsbeamten. Es folgt die Antwort des Kaisers, die in diesem Falle von besonderer Bedeutung zu sein pflegt. Allerdings ist vorher die Rede, mit der der Kaiser begrüßt wird, ihm eingesandt worden, so daß er sich auf eine Antwort vorbereiten kann.

Ist der Kaiser endlich am Abend in sein Quartier gekommen, so hat er auch noch trotz vorgerückter Stunde Deputationen zu empfangen und kann sich erst vielleicht nach einer Stunde in sein Arbeitszimmer zurückziehen. An Schlafengehen ist noch nicht zu denken. Es sind noch neue Depeschen eingegangen, es ist neues Arbeitsmaterial angekommen, und es müssen entsprechend den lokalen Verhältnissen noch Anordnungen getroffen werden über das Programm des nächsten Tages, und erst nach Mitternacht darf in den meisten Fällen der ermüdete Kaiser sein Lager aufsuchen, um es schon um fünf Uhr früh wieder zu verlassen. Das Programm setzt sich für die nächsten drei Wochen täglich aus folgenden Strapazen zusammen: Erledigung aller laufenden Arbeiten, Entgegennahme von Vorträgen, Empfang von Deputationen, Gewährung von Audienzen, Ausfahrten, Besichtigungen, Teilnahme an Gottesdiensten, Enthüllungen, Anwesenheit auf dem Manöverfeld, dabei stundenlanges Sitzen zu Pferd in glühender Sonnenhitze, Giftenbesuche bei fremden Fürstlichkeiten, Empfangnahme von deren Besuch, Dinners, Fahrten durch die illuminierte Stadt, ein täglich sechs- bis achtmaliges Umkleiden. Und dies Programm spielt sich ohne Rast und Ruh' in einem Hekttempo ab, welches dem Kaiser an manchen Tagen im schlimmsten Sinne des Wortes nicht eine Minute Zeit für sich selber läßt. Nie ist es vor Mitternacht möglich, zu Bette zu gehen, und hat der Kaiser das Bedürfnis, einmal eine Viertelstunde für sich allein zu haben, so muß er noch früher aufstehen als sonst, weil in der Manöverzeit ja schon um halb sechs Uhr wichtige Vorträge und Meldungen stattfinden. Findet ein Kaisermanöver statt wie das vorjährige, bei welchem die Dispositionen bis zum letzten Augenblick vorbehalten waren, wo man selbst im kaiserlichen Hauptquartier nicht wußte, in welcher Weise sich die Truppendispositionen verschieben, wie die Heerführer ihre Anordnungen treffen würden und an welchen Stellen es am nächsten Tage zu großen Engagements kommen sollte, so ist das Hezen und Hasten noch viel größer, und auch die Arbeit des Hofmarschallamts, der Küche, des Marschalls wird dann außerordentlich vergrößert. Tritt dann noch schlechtes Wetter ein, so leidet unter demselben der Kaiser ebenso wie jeder andre Soldat, denn er ist zu Pferde im freien Manöverterrain und kann natürlich weder irgendwo Unterkunft suchen noch sich irgendwie gegen den Regen schützen. Er wird dann auch, wie dies im letzten Kaisermanöver wiederholt geschah, bis auf die Haut naß und muß in nassen Kleidern stundenlang zu Pferde aushalten, bis er sich umziehen kann.

Nicht in dem großen Stille wie die Manöverreisen, aber doch ähnlich und mit derselben schweren Arbeit und denselben Aufgaben für die Arbeitskraft und Tätigkeit des Kaisers, spielen sich die Reisen ab, die aus Anlaß von Besuchen fremder Fürstlichkeiten,

von Denkmalsenthüllungen, Eröffnung und Einweihung großer Bauwerke und so weiter unternommen werden.

Um dem Kaiser auf diesen Reisen die Möglichkeit zu geben, die laufenden Arbeiten regelmäßig zu erledigen, muß ein besonderer Dienst eingerichtet werden. Selbstverständlich ist in den Gebäuden, in denen der Kaiser seinen ständigen Aufenthalt hat, und sei es selbst nur ein Jagdschloß oder eine nur für Manöverzwecke gemietete Villa, eine Postanstalt, und, was noch wichtiger ist, eine Telegraphenanstalt mit einer ganzen Anzahl von Beamten etabliert, so daß alle Depeschen ohne Verzögerung auf den Schreibtisch des Kaisers kommen. Wo es irgend möglich ist, wird auch noch Telephonbetrieb eingerichtet, so daß der Kaiser mit den Behörden in Berlin, mit den Ministern und mit dem Auswärtigen Amt direkt telephonisch verkehren kann. Der Kaiser hat eine sehr helle Kommandostimme, die sich vortrefflich zum Telephonieren eignet. Er telephoniert stets allein, und laut strenger Vorschrift haben alle Beamten, auch auf den Zwischenstationen, wenn der Kaiser telephoniert, sich von dem Apparat zu entfernen. — Die Aktenstücke werden täglich durch besondere Kuriere, Beamte der Ministerien, aber auch Hofkuriere, dem Kaiser überbracht, und der zurückkehrende Beamte nimmt immer gleich die erledigten Schriftstücke mit. Befindet sich der Kaiser im Ausland, so auch zum Beispiel auf der Nordlandreise, so werden ihm alle Schriftstücke durch Feldjägeroffiziere überbracht.

Einen längeren Badeaufenthalt nimmt der Kaiser nie. Wenn, wie dies in den letzten Jahren geschehen ist, die Kaiserin mit den Prinzen und der Prinzessin zur Erholung sich in irgend einem abgelegenen Dörfchen oder einem Badeorte aufhält, erlaubt es dem Kaiser seine Zeit nicht, ständig bei der Familie zu bleiben. Er besucht sie nur für kürzere oder längere Fristen und bleibt mit ihr sonst nur telegraphisch, wenn es angeht, auch viel telephonisch in Verkehr.

Bei Jagdausflügen hat der Kaiser allerdings mehr Zeit für sich als bei irgend einer andern Reise, da hier die Pflichten der Repräsentation fortfallen. Dabei begleiten den Kaiser gewöhnlich nur wenige Herren vom unmittelbaren Dienst, und bei den Jagddinners, die im engsten Kreise eingenommen werden, herrscht ein heiterer, ungezwungener Ton, den der Kaiser liebt.

Die Reise, auf welche sich der Kaiser das ganze Jahr über freut, und die auch eine wirkliche Erholung für ihn bedeutet, ist die Nordlandreise. Der Kaiser liebt über alles die Fjorde der norwegischen Küste. Er fühlt sich körperlich und geistig wohl in der erfrischenden Luft des hohen Nordens und in der Abgeschiedenheit der kleinen norwegischen Orte, die er aufsucht, um in ihnen für einen oder zwei Tage Aufenthalt zu nehmen. Durch die Reisen des Kaisers ist Norwegen erst für den Fremdenverkehr erschlossen worden. Die Reisegesellschaft für die Nordlandreise wählt sich der Kaiser natürlich selbst aus, und nicht Rang und Stand ist für ihn bei der Auswahl maßgebend, sondern nur die Frage: ist der Betreffende, der mitfahren soll, ein guter Gesellschafter oder nicht? Auch die Matrosen, die für die „Hohenzollern“ gewählt werden, müssen mindestens tüchtige Leute sein, außerdem aber hat es der Kaiser gern, wenn unter den Matrosen ein paar Späzmacher an Bord sind, die für Auflockerung der andern Matrosen sorgen. Die Matrosen, insbesondere die deutschen, vergnügen sich sehr gern in ihrer Freizeit mit Gesang und humoristischen Deklamationen, mit der Aufführung komischer Soloszenen. Der Kaiser sieht diesen Aufführungen der Matrosen sehr gern zu, setzt für besondere Leistungen auch Belohnungen aus. Bei schönem Wetter verbringt der Kaiser viele Stunden auf Deck, um Luft, Wasser und Land in ihrem Zusammenwirken genießen zu können. Dabei muß sich der Kaiser das Vergnügen der Seereise jedesmal teuer erkaufen. Er wird nämlich, sobald die See unruhig wird, wenigstens in der ersten Zeit, von schwerer Seefrankheit befallen, während Prinz Heinrich zum Beispiel gänzlich seefest ist.

Wo der Kaiser auch anlegt, findet er einen Feldjäger, welcher eine dicke Mappe mit wichtigen Aktenstücken überbringt. Der Kaiser macht sich sofort an die Bearbeitung derselben und nimmt dann noch, wenn er wieder in See geht, die nichtwichtigen Aktenstücke mit, um sie unterwegs zu bearbeiten. Da der Kaiser außerordentlich viel liest, nicht nur Zeitungen, sondern auch deutsche, englische und französische Bücher, verbringt er die Stunden, in denen er nicht auf Deck sich aufhält, auf der Nordlandreise in seinem Arbeitszimmer. Abends ist gewöhnlich eine lustige Gesellschaft zusammen, bei schönem Wetter auf Deck, bei schlechtem Wetter im Speisesaal. Der Kaiser bleibt aber in dieser Gesellschaft nie länger als bis zehn Uhr, dann begibt er sich zur Ruhe, während er es ganz gern sieht, wenn die Herren seiner Begleitung noch lustig weiter zusammenbleiben. Täglich besucht der Kaiser die Schiffsküche, um nachzusehen, welches Essen die Matrosen bekommen. Wohl ist das Leben an Bord, das Essen und Trinken gut und gediegen, aber keineswegs

üppig. Die Hauptküchenbedürfnisse für den Kaiser und sein Gefolge werden aus Berlin bezogen, auch das frische Fleisch. Die „Hohenzollern“ ist ja für die Verproviantierung der Küche vortrefflich eingerichtet, sie hat auch einen großen Kühlraum, in dem das Fleisch zum Gefrieren gebracht und lange aufbewahrt werden kann, die Vorräte im Küchenraum aber müssen ergänzt werden. Es geht alle acht Tage ein Fleischtransport von Berlin nach Norwegen ab, um dort, wenn die „Hohenzollern“ an Land kommt, an Bord übernommen zu werden. Ein solcher Transport hat ungefähr dreißig bis vierzig Zentner Gewicht. Das frische Fleisch wird in Körben verpackt, und zwar erfolgt die Verpackung derart, daß unten Eisstücke, welche durch eine Zerleinerrungsmaschine gegangen sind, mit Sägspänen vermengt, ausgebreitet werden. Auf diese Eislage kommt ein Leinentuch, dann Pergamentpapier, und auf dieses das Fleisch. Oben auf das Fleisch kommt wieder Pergamentpapier, dann ein Leinentuch und eine Lage von Eisgras und Sägspänen. Die Körbe werden dann mit Leinwand vernäht, und das Fleisch hält sich in dieser Verpackung sechs bis acht Tage vollständig frisch. Die Nordlandreise ist gewöhnlich nur allzusehnell für die Teilnehmer vorüber. Mit dem Eintreffen in Kiel und dem Kaiserjagat, den die Kriegsschiffe, die im Hafen liegen, der einfahrenden „Hohenzollern“ erweisen, beginnt wieder die Zeit der Repräsentation, welche dem Kaiser auch auf Reisen so viel Arbeit und Abhängigkeit auferlegt.

Versolgt.

(Wid. 6. 617.)

Wenn die Versaglieri, die Gebirgsschützen des italienischen Heeres, nach dem Klang ihrer schrillen, nervenerregenden Marsche im „Takt“ durch die Straßen der Stadt marschieren, den Glanzhut mit den wallenden Federbüschen renommistisch auf die Seite gerückt, dann öffnen sich alle Fenster; schwarze, braune und einige blonde Wädchentöpfe fahren hastig heraus, selbstverständlich mit fliegenden Pulsen und klopfenden Herzen — denn die Versaglieri sind die allgemeinen Lieblinge, und die heißblütige Italienerin der arbeitenden wie der genießenden Stände ist eine leidenschaftliche Patriotin, besonders dem Militär und ganz besonders den Versaglieri gegenüber. Da fliegt denn wohl hier und da ein zündender Funke hinunter und herauf — das Haus ist leicht zu merken, und am Abend kann denn der lustige Krieg losgehen. Bei der jüngeren unserer beiden „Versaglieri“ ist's wohl das erste Mal in ihrem jungen Leben, daß ein Jüngling ihren Spuren erlösend folgt, aber es macht ihr ganz entschieden Spaß, wenn sie auch nicht recht weiß, wer es eigentlich von den dreien ist, an den sie beim klünnen Ansturm ihr kleines, unruhiges Herz verlieren soll. Die ältere Freundin weiß sich etwas besser zu beherrschen, nur ein erwartungsvolles, geschmeicheltes Lächeln zeigt, daß sie auch nicht abgeneigt ist, sich erobern zu lassen. Einer freilich wird zu kurz kommen, das ist der jüngste der drei Versaglieri, denn drei in zwei, das geht auch auf italienisch nicht ohne Bruch; und gebrochene oder geteilte Herzen — das ist doch ausgeschlossen. Also begnügt er sich wohl mit der Hoffnung: unter Kameraden ist das ja ganz egal, wer die Braut heimführt, nur von der Waffe muß er sein. — h.

Das Glück von Monaco.

Von

Serbert van Swinden.

So ahnungslos wie jener Mann, der nach Jericho ging und unter die Räuber fiel, zog ich an einem angenehmen warmen Märzorgen, von Mentone kommend, in Monte Carlo ein. Da erging es mir wie so unendlich vielen andern, die Geldgier oder Leichtsinns oder Harmlosigkeit in das große Netz treibt, das an der allergünstigsten Stelle der schönen Riviera für die Gimpel beider Welten aufgestellt ist. Ein angenehmer Glücksfall hatte mir erlaubt, nach mehreren Jahren sehr angestrebter und nervenzerreibender Arbeit einen ganzen Winter in Italien zu verbringen. Sizilien, Neapel, Rom, Florenz! Und nun, da die Sehnsucht nach dem deutschen Frühling mich mächtig zurückzog, zum schönen Beschluß von Genua aus die Fußwanderung mit leichtem Gepäck, aber leidlich gefülltem Beutel und aller Sorgen ledig, in gemüthlichem Bummeltempo die Riviera entlang.

In Monte Carlo wollte ich natürlich nicht spielen. Nur einmal „der Wissenschaft halber“ in den Tempel hineingehen.

„So was muß man gesehen haben.“ Denn so einen Schnack oder irgend ein Sprichwort hat man ja immer zur Hand, wenn man einen Unsinn machen will. Außerdem: „Mich kriegt die Bank nicht; ich sehe mir ja nur den Scherz an, spielen thu' ich überhaupt nicht — und wenn ich schon spiele — ich bin ja soo fastblütig.“

Und so weiter.

Ich war also im Kasino. Mir imponierte die Sache ganz und gar nicht. Die hohen Säle mögen ja prächtig ausgestattet sein, mir machten sie einen öden und gleichgültigen Eindruck. Die Croupiers saßen wie verführte Katzen, die Spieler an den Roulettetischen machten gelangweilte Gesichter. Es lagen keine Gold-

haufen umher; die meisten setzten mit Fünffrankenthalern.

Keine Leidenschaft. Keine Verzweiflung. Kein ruiniertes Spiel, der hinausgeschleht, den Bankrott im Blick, den Tod im Herzen, den Revolver in der Rocktasche.

Ich blieb bei einem Roulettetisch stehen.

Was die ganze Geschichte bedeutete, konnte ich nicht verstehen. Die Nummern, das erschien ja ziemlich einfach. Aber die Spieler schoben ihre Einsätze auch an den Rand der Zahlenreihen, setzten das Geld auf den Strich zwischen zwei Nummern, auf das Kreuz zwischen vier Nummern. Ich hatte von alledem keinen Begriff.

Da vor mir sah ich ein größeres Feld, das durch einen roten Tuchfleck kenntlich gemacht war. Das war doch zweifelsohne Rouge.

„So was muß man mitgemacht haben.“ Also 'rauf mit einem Fünffrankenthaler.

Wie ich mein Geldstück hinlegte, drängte sich ziemlich rücksichtslos ein junger Engländer oder Amerikaner an mir vorbei, die Hand voll von Goldstücken haltend, die er über den ganzen Tisch weg auf alle möglichen Nummern verteilte. Dann klapperte die Eisenbeintugel in die Maschine hinein, der Croupier rief eine Zahl aus. Die ganze Menge von Gold und Silber verschwand von den Zahlen, von den Rechen der Croupiers eingezogen.

Doch einige Stücke und kleine Häufchen waren liegen geblieben, und nun wurden mehrere Goldsäulen dem Engländer zugeschoben. Wieder begann er seine Goldstücke auszustreuen. Nach dem dritten Coup hatte er einen ganzen Berg von Gold vor sich liegen. Also doch ein bißchen, wie man in Romanen liest! Nach dem fünften Coup hatte er nicht einen einzigen Louis mehr. Er fluchte, ein paar der Spieler lächelten, und er verschwand.

Mich hatte der kleine Vorfall unwillkürlich ein wenig interessiert, und ich hatte an meinen eignen Einsatz gar nicht mehr gedacht.

Plötzlich hörte ich einen Zuruf, der, wie es schien, mir galt:

„La masse est à vous, monsieur!“

Diese Anrede kam von dem am unteren Ende des Tisches sitzenden Croupier, der soeben eine alte Dame mit einer wahren Galgenvisage verhindert hatte, sich des ihr nicht gehörenden, auf dem roten Feld liegenden Geldes zu bemächtigen. Es waren mehrere Silberstücke und sogar ein kleines Häufchen Gold.

Richtig, Rot hatte fünfmal hintereinander gewonnen, wie mir nachträglich ein Blick in die Aufzeichnungen eines vor mir sitzenden Spielers bestätigte.

Aus meinen fünf Franken waren hundertzehn geworden. Schleunigst nahm ich den Betrag an mich, und es war höchste Zeit gewesen; die schwarze Farbe gewann, und alles Geld wurde vom roten Feld eingezogen.

Die Wahrheit zu sagen, ich fühlte mich durch diesen Gewinn von hundertzehn Franken innerlich sehr gehoben und kam mir als ein sehr gerissener Spieler vor, obgleich ich doch eigentlich ganz bewußtlos den Gewinn gemacht hatte.

Es war erst halb ein Uhr mittags.

Ich beschloß daher, im Restaurant des Hotel de Paris ein Frühstück nach allen Regeln der Kunst einzunehmen, das ich mir sonst, meinen Verhältnissen nach, nicht hätte leisten können. Mich kostete ja heute das Geld nichts.

Als ich hinausging, hörte ich, wie ein Deutscher zu einem andern sagte: „Der Tag fängt gut an; gleich die erste Taille am Trente-et-Quarante kostet mich zwanzigtausend Franken, zwei Drittel meines ganzen Spielvermögens.“ Sein Begleiter erwiderte achselzuckend: „Mir hat's die Bank billiger gemacht, sie hat mich nur auf fünf Louis eingeschätzt; allerdings waren hundertzehn Franken all mein Hab und Gut.“

Ich dachte so bei mir selbst: Anfänger! ihr könnt eben nicht spielen!

Das Frühstück war gut gewesen, ich hatte dazu eine ausgezeichnete Flasche Champagner von A. ge-trunken, süßen, wie man ihn leider in Deutschland gar nicht mehr bekommt, wo der entsetzliche Extra dry grassiert. Der starke Rokka, das „Supplément“, in einem Gläschen uralt, öligen Cognacs bestehend, die blauen Wolken einer gigantischen Garcia, einer wahren „Festtrube“ — das alles hatte mich in wohlige Stimmung versetzt. Ein fürstliches Trinkgeld belohnte den lebenswürdigen Ganymed, der mich mit einem huldvollen: „Au revoir, Mylord!“ entließ.

In meinen Taschen verblieben nach der kavaliermäßigen Extrabaganz dieses Frühstücks von dem Spielgewinn noch reichlich hundert Franken.

Draußen lachte die Sonne am blauen Himmel, die Berge lagen im Duft, die Blumenbeete leuchteten so bunt wie möglich, die Palmen wiegten leise ihre Wedel.

Und ich ging ins Kasino.

Natürlich nicht, um zu spielen. Gott bewahre! Nur zum Abschied noch schnell einen Blick hineinzuwerfen.

Die Luft in den Spielfälen war inzwischen entsetzlich schlecht geworden. Die Tische waren dicht umringt; kaum konnte man zwischen den Schultern und Gesichtern der drei Reihen von Spielern hindurch das Spiel verfolgen.

Plötzlich hörte ich neben mir eine fette Stimme in deutscher Sprache sagen:

„Nee, nu sehn Se doch bloß mal an, jezt is 's dritte Duzend siebzehnmahl schon nich' rausgekomm'n, Da mühte man doch mal mit 'n Fünser 'rangehn.“

Ich sah, wie der Sprecher und noch ein anderer Herr jeder ihr Silberstück auf ein kleines, mit 12 D bezeichnetes Viereck unten am roten Feld schoben.

Dies schien mir gewissermaßen ein Fingerzeig zu sein. Ich legte einen Louis mit hinzu.

Jezt fiel die Kugel.

„Vingt-quatre, noir, pair et passe!“ verkündigte der Croupier.

„Sehn Se, beinah! Vierundzwanzig ist raus-gekommen; mit fünfundzwanzig hätten wir schon gewonnen gehabt! Na, noch einmal mit Mut und Kraft!“

Ich setzte ebenfalls noch einmal — zwei Louis.

Und dann noch einmal — wieder zwei Louis. Die hundert Franken, der Rest des Gewinns, waren weg.

Ich wandte mich um und wollte weggehen. Da schoß es mir durch den Kopf: Die Sechshunddreißig wird herauskommen!

Ich nahm meine Brieftasche heraus. Einen Hundertfrankenschein nochmal aufs letzte Duzend!

Dann zweihundert Franken. Dann dreihundert. Dann vierhundert.

Das letzte Duzend kam nicht. Mein Geld war hin.

Ich stocherte im Portemonnaie herum. Zwei Goldstücke und ein bißchen Silber und Kupfer waren noch darin. Die zwei Louis auf die Sechshunddreißig — das könnte alles wieder einbringen — notabene, wenn sie käme.

Ach Unsinn. Ich schob das Portemonnaie in die Tasche zurück.

Da rief der Croupier:

„Trente-six, rouge, pair et passe.“

Das soll doch der Teufel holen!

Ich ärgerte mich schmähslich.

Dann verspielte ich noch eins von meinen beiden Zwanzigfrankenthälern.

Dann ging ich aufs Telegraphenamt.

Nun gerade!

Ich depechierte an einen Onkel in meiner Vaterstadt, bei dem ich einiges Geld stehen hatte: „Ganzes Reisegeld verloren. Sofort telegraphisch tausend Franken poste restante Monte Carlo.“

So! Es war drei Uhr. Um sieben konnte ja wohl das Geld da sein.

Um sechs war ich wieder auf dem Postamt. Geld war nicht da, bloß ein Telegramm vom Onkel: „Nach Monte Carlo keinen Pfennig!“

Der Onkel telegraphierte am nächsten Tage das Geld nach Nizza, wohin ich es erbeten hatte. Unschuldvolles Gemüt eines deutschen Kleinstädters! So bald ich das Geld hatte, fuhr ich nach Monte Carlo zurück. Unterwegs studierte ich verschiedene Systeme, unschätzbar an der Roulette zu gewinnen, die ich für fünf Franken mir gekauft hatte. Ich glaubte zwar nicht daran, daß man wirklich mit einem Anfangskapital von hundertzehn Franken in zweiundfünfzig Tagen eine Million gewinnen könnte. Ich ersah aber aus den Schriftchen die Einrichtung der Roulette, welche Sätze man machen kann, und welche Gewinne für die verschiedenen Chancen ausbezahlt werden.

An diesem Abend gewann ich meine tausend Franken vom Tage vorher zurück und noch fünftausend dazu.

Aha, du dummer, alter Onkel du!

Mit den siebentausend Franken, die ich in der Tasche hatte, gedachte ich mir nun ein kleines Vermögen zu erwerben. Ich wollte noch vier Wochen in Monte Carlo bleiben, vorsichtig spielen und jeden Tag mein Vermögen um zweitausend Mark vermehren. Am Ende eines Monats würde ich fünfundsechzigtausend Mark besitzen. Davon würde ich vierzigtausend in dreiprozentiger Reichsanleihe bei der Reichsbank deponieren und die Depotscheine meinem guten Onkel übergeben — na, der würde ein Gesicht machen! Mit den fünfundsiebzehntausend aber würde ich ein Jahr lang reisen — in aller Behaglichkeit, ohne auf den Groschen zu sehen. Etwa fünftausend Mark würde ich ja wohl übrig behalten. Damit wollte ich dann wieder nach Monte Carlo gehen. Und so weiter! Fünf Jahre wollte ich so leben. In fünf Jahren kann man die ganze Welt sehen. Nach fünf Jahren würde ich, einschließlich der aufgelaufenen Zinsen,



Eine Landpartie in die Umgebung von Paris. Nach dem Gemälde von H. Lefoit.

etwa eine Viertelmillion besitzen. Man muß bescheiden sein; mehr wollte ich vom Glück nicht verlangen. In fünf Jahren würde ich dreißig alt sein. Dann wollte ich mir ein Häuschen und einen Garten kaufen, irgendwo in einer schönen Gegend in Deutschland, mit Bergen, Wald und Wasser. Und in dem Hause würde ich all die Erinnerungen von meinen Reisen aufstellen: bunte Stoffe und Waffen und Muscheln und fremdartiges Hausgerät und Photographien. Und so groß sollte das Häuschen sein, daß es noch Platz hätte für einen zweiten Menschen, einen recht lieben, eine Sie. Und noch für kleine neue Menschen, wenn der liebe Gott sie uns beschicken wollte.

Und eine richtige deutsche gute Stube sollte in dem Hause sein. Und über dem Sofa an der Wand in einem breiten goldenen Rahmen ein Bild vom Fürsten von Monaco, auch von der Frau Fürstin ein Bild, falls es eine gäbe, worüber ich im Augenblick nicht unterrichtet war.

Denn von Monaco sollte ja all dieses Glück, all diese Zufriedenheit kommen.

Die nächsten vierzehn Tage spielte ich fast ununterbrochen. Mittags um zwölf war ich schon im Kasino, und um Mitternacht verließ ich es erst, wenn am letzten Roulettetisch der Croupier verkündet hatte: „Messieurs, à la dernière.“

Ich ah nicht mehr ordentlich; es gab Tage, an denen ich nur eine Kleinigkeit am Büffett des Kasinos zu mir nahm. Ich schlief auch nicht gut; kaum war ich eingeschlummert, so begann im Traum die Roulette sich zu drehen; oft erwachte ich davon, daß ich mit lauter Stimme wie ein Croupier eine Zahl ausrief: „Premier, rouge, impair et manque.“ Im Traum wuchsen die Rollen von silbernen Fünffrankenstücken und von goldenen Louis wie weiße und gelbe Schlangen auf mich zu. Vor mir häuften sich das Geld auf, goldene Hundertfrankenstücke und Billets von fünfhundert und tausend Franken. Dann auf einmal zerfloß alles Gold zwischen meinen Fingern, die Kassenscheine flatterten durch die Luft davon wie rötliche große Schmetterlinge.

Ich erwachte, der Schweiß rann mir über das Gesicht, und ich griff voll Angst nach der Briefftasche, die neben meinem Bett auf dem Nachttischen lag.

Die Briefftasche war beruhigend voll. Denn ich gewann fortwährend. Es ging zwar nicht so programmäßig, wie ich mir es ausgedacht hatte: jeden Tag fünfundzwanzigtausend Franken. Einmal, am vierten oder fünften Tag, war ich sogar bis auf fünfhundert Franken herabgekommen. Von da an aber gewann ich unaufhörlich, und nach vierzehn Tagen verfügte ich über dreiundvierzigtausend Franken, die ich in schönen glatten Tausendern in der Briefftasche immer bei mir trug.

Nach den ersten acht Tagen hatte ich das Trente-et-Quarantenspiel gelernt, und von diesem Augenblick an verachtete ich die Roulette, die Plebejerin mit ihrem Geklapper, dem hastigen Rufen der Spieler und der Croupiers und den ordinären Silberstücken. Am Trente-et-Quarante die aristokratische Ruhe; leise nur klirrt das Gold, knistern die Kassenscheine. Wortlos schieben die Spieler und Spielerinnen die Einsätze und Gewinne hin und her. Unhörbar zieht der Tailleur die Karten ab, eine fällt dicht neben die andre. Nun kommt das Resultat für Schwarz, eine Sekunde darauf das für Rot.

In dieser kurzen Sekunde lag für mich jedesmal wieder eine unbeschreibliche Wonne von Erregung und Spannung.

Am sechzehnten Tage meines Aufenthalts in Monte Carlo — es war ein Montag — gewann ich am Vormittag gleich in der ersten halben Stunde sechstausend Franken, mehr, als ich sonst je an einem Tag erpüßt hatte. Ich ging einen Augenblick in die Anlagen, und als ich von der Terrasse aus das Meer und die herrliche Landschaft vor mir ausgebreitet sah, kam mir der Gedanke, auf ein paar Tage die dumpfen Spielfälle zu meiden und mir einen Ausflug nach Nizza und Cannes und den Verinischen Inseln zu gönnen. Verdient hatte ich es wohl, ich hatte ja heute schon mehr als das doppelte Tagesprogramm absolviert. Und in der Tasche fünzigtausend Franken!

Nicht doch, es waren ja nur neunundvierzigtausendfünfhundert!

Nun, die kleine Differenz werden wir ja bald voll haben! Und ich ging eilends ins Kasino zurück. Ich ließ mir nicht einmal die Zeit, den Hut in der Garderobe abzugeben, sondern nahm ihn unter den Arm und ging durch die Roulettetische hindurch geradewegs an den ersten Trente-et-Quarante-Tisch.

Zehn Minuten darauf stürmte ich durch die Palmenallee meinem Hotel zu. Stumpfsinnig murmelte ich mechanisch immer wieder eine alberne Studentenredensart vor mich hin: „Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt.“

Das ganze Geld war — im Kasino geblieben.

Als ich an den Tisch getreten war, hatte Rot siebenmal hintereinander geschlagen. Ich ging mit fünfhundert Franken auf Schwarz, dann mit tausend, dann mit zweitausend. Dann wurde ich ungeduldig. Der Hut genierte mich. Da ich ihn unter den Arm eingeklemmt hatte, konnte ich die Scheine schlecht aus der Briefftasche hervorholen. Neben mir stand ein dicker Engländer, der jedesmal furchtbar stöhnte und schnaufte, wenn er gewann — er spielte auf der roten Serie. Ueber den Mann ärgerte ich mich am allermeisten. Ich warf dreitausend Franken auf den Tisch, dann immer wieder sechstausend auf Schwarz.

Und immer, immer, immer von der monotonen, gleichgültigen Stimme des Croupiers: „Rouge gagne.“ In fünf Minuten hatte die Bank mich erledigt.

Vollständig, gründlich, für immer.

Denn das stand für mich fest: Sofort im Hotel die Rechnung bezahlen, abreisen und niemals wiederkommen. Niemals!

Zu allem Pech stellte sich heraus, daß die Wochenrechnung im Hotel, die ich noch zu begleichen hatte, meine Barschaft noch um ein Geringes überstieg. Reisegeld mußte ich doch auch etwas haben — nun, da war also nichts zu machen, ich mußte noch ein paar Tage in Monte Carlo bleiben. Ich traf also mein Abkommen mit dem Wirt, bezahlte ihm vorläufig die Hälfte seiner Rechnung, womit er gern zufrieden war, und wartete nun, bis Geld aus Deutschland einträte.

An den Onkel hatte ich nicht telegraphieren oder schreiben können. In dem Uebermut meines Spielerglücks hatte ich ihn täglich auf Postkarten angelockt. Das schien ihm nicht sehr imponiert zu haben. Eine einzige Karte hatte er mir als Antwort gesandt, auf die er in seiner niederdeutsch-lakonischen Derbheit nichts geschrieben hatte als:

„Bedd di man nich opp'n Elipps!“

Ich hatte deshalb an das Bankhaus schreiben müssen, bei dem mein kleines Vermögen deponiert war. Telegraphisch war das natürlich nicht zu erledigen. Drei bis vier Tage mußte ich also warten, bis mein Brief angekommen war. Dann würde ich eine telegraphische Anweisung erhalten. Und dann würde ich abreisen. Sofort. Nach Deutschland! Und ohne Aufenthalt unterwegs!

Es war merkwürdig, wie wohl ich mich jetzt fühlte, wo ich all das Geld wieder los war und mit den paar Louis in der Tasche in der Welt herumstieg. Ich schlief vorzüglich in meinem breiten französischen Himmelbett, essen und trinken schmeckten mir, und niemals, dachte mir, hatte die Sonne schöner geschienen als auf diesem wunderbaren Fleckchen Erde. Solange ich spielte, war ich nicht über den Rasengarten hinausgekommen; kaum daß ich zuweilen von der immer menschenleeren Terrasse aus einen Blick über das Meer hin geworfen hatte. Nun streifte ich nach Herzenslust in den Bergen und am Meer umher. Halbe Tage lang saß ich auf einer der halbverwitterten Bänke in dem Blumen- und Blättergewirr des alten Felsens von Monaco und träumte über das blaue Mittelmeer hin und horchte auf die Brandung, die tief unter mir toste.

Inzwischen waren schon fünf oder sechs Tage vergangen, seitdem ich den Brief an meinen Banquier abgesandt hatte, und es beunruhigte mich, daß keine telegraphische Postanweisung kam. Es war mir fast, als ob Kellner und Portier in meinem Hotel mich etwas sonderbar von der Seite ansahen. Ich depechierte und erhielt sofort zur Antwort:

„Senden ins Ausland nicht telegraphisch. Erbetenes unterwegs.“

Na, dann mußte es ja bald kommen.

Wirklich kam es schon am nächsten Vormittag, gerade als ich beim Frühstück saß, und der es mir brachte, war kein anderer als mein Onkel.

Mit der Vertilgung einer vortrefflichen Languste in Remoulade beschäftigt, hatte ich plötzlich das Gefühl, daß mich jemand scharf fixierte. Ich blickte auf, und da stand er an meiner Seite in seiner ganzen Größe, Breite und Dicke. Nach allen drei Richtungen leistete er ganz Ansehnliches. Aus dem breiten, roten Gesicht blickten die blauen Augen mit einem Ausdruck, gemischt aus Zorn, Gutmütigkeit und unendlicher Ueberlegenheit, der mir von früher her sehr gut bekannt war, auf mich herab. Was nun kommen würde, wußte ich ganz genau, und richtig, unbekümmert um die andern Gäste legte er sofort los mit seiner Bärenstimme:

„Na, nu sag bloß mal, mein Jung“, was machst du hier für'n dummen Kram! Bischen in Monte Carlo den russischen Fürsten spielen, was? Bis die Moneten alle waren! Menschenskind, was denkst du bloß, ganz Klütendorf steht deinetwegen auf'm Kopf! Ich als dein leibhaftiger Onkel konnte die Fragerei nicht mehr aushalten. Darum bin ich mit Tille ausgekniffen. Nu sind wir also hier in Monte Carlo. Na, denn wollen wir man erst mal 'n bischen was frühstücken.“

Hinter dem Onkel kam jetzt wie eine schmutze Brigg hinter einem Vorgebirge seine Tochter Mathilde

zum Vorschein, die mich mit vieler Freundlichkeit, aber auch mit ein wenig Schelmerei im Blick begrüßte. Es war mir nicht angenehm, gewissermaßen wie ein auf einem Dummengunstreich ertappter und ausgescholtener Schüler vor ihr zu stehen. Denn sie war es ja gerade, die in jenen Träumen vom Häuschen mit der guten Stube die zweite Hauptrolle gespielt hatte. Ich raffte daher all meinen Mannesstolz zusammen und erwiderte dem Onkel in möglichst kühlem und höflichem Ton:

„Ich danke den Klütendorfern für die freundliche Teilnahme, die sie meinen Angelegenheiten widmen. Würdest du es aber nicht für passender finden, mir auch guten Tag zu sagen, ehe du frühstückst? Außerdem könntest du mir gleich das Geld geben. Das hast du ja doch wohl mitgebracht?“

„Jawoll, das hab' ich. Na, nu sei man bloß nicht so ungemütlich.“ Dabei reichte er mir seine Hand hin, indem er sich behaglich am Tisch niederließ, an dem auch Mathilde schon Platz genommen. „Kellner, bringen Sie mal schnell 'ne Flasche guten Rotwein mit drei Gläsern und dann zwei Portionen Beefsteak à la Reuer! Nicht zu wenig Kartoffeln bei, hören Sie?“

Der Kellner machte ein etwas erstauntes Gesicht, da er wahrscheinlich von dieser norddeutschen Delikatesse noch nie etwas gehört hatte. Schließlich ließ sich dann mein guter Onkel, nachdem der Kellner ihm ein Duzend Gerichte mit lauter zwölfsilbigen französischen Namen vorgelegt hatte, die er alle mit einer Miene des höchsten Mißtrauens anhörte, durch mein Zureden bewegen, es auch mit einem Dejeuner, wie es das Hotel um diese Tageszeit in vorzüglicher Zubereitung bot, zu versuchen.

„Sieh so! Na, nu will ich dir man erst mal dein Geld geben. Hier. Sechshundertundzwanzig Francs, das macht fünfhundert Mark. Der Bankdirektor hat es mir selbst so gegeben.“

„Danke! Aber weißt du, etwas komisch finde ich es vom Bankdirektor, daß er das Geld nicht an mich schickt, sondern es dir mitgibt.“

„Ja, mein Lieber, daran bin ich schuld. Ich habe es ihm so vorgeschlagen. Der Glaube an deine Tugend ist in Klütendorf bedenklich geschwunden. Erst erzählten sie von dir, du hättest hier eine Million gewonnen.“

„Aber wie kommen die Menschen nur auf so etwas?“

„Das kommt von deinen Postkarten an mich. Die lesen natürlich die Postbeamten und der Briefträger und das Dienstmädchen. Auf ein paar Nullen mehr kommt es doch den Leuten bei solchen Gelegenheiten nicht an. Und was dann noch an der Million fehlte, das haben sie einfach dazugelogen. Na, warum nicht? So 'n Thema hatten sie doch in Klütendorf schon lange nicht mehr gehabt. Als dann drei, vier Tage lang keine Postkarten mehr von dir kamen, verbreitete sich plötzlich mit Blitzesschnelligkeit das Gerücht, du hättest die Million wieder verspielt und dein bißchen Vermögen noch dazu. Und dann hättest du dich selbst abgemuehelt. Ob mittels Revolver, Gift oder Mittelmeer, darüber stritten sie sich noch.“

„Das ist ja nett von ihnen. Schließlich muß ich ihnen noch dankbar sein, daß sie das Aufhängen vergessen haben.“

„Ach so, nein, das haben sie nicht. Aufgehängt haben sie dich natürlich auch. Schließlich wurde mir die Sache zu dumm, als sie sogar ins Wochenblatt kam —“

„So?“

„— ja, und sogar mit Einzelheiten. Da rüdt ich erst dem Nachbar Zeitungsmann aufs Dach und sagte ihm ganz gehörig meine Meinung. Dann ging ich auf die Bank, ich habe ja Generalvollmacht von dir, und erkundigte mich, ob du wirklich dein Guthaben abgefordert hättest. Da war gerade dein Brief angekommen. Nun, geärgert hatte ich mich in Klütendorf ja gerade genug. Das Wetter war auch so ein richtiges deutsches Frühlingswetter mit Schnee und Hagel. Tille konnte etwas frische warme Luft auch nicht schaden. Kurz, ich sagte schnell meinen Entschluß und jagte dem Direktor, ich wollte dir das Geld selbst bringen, weil ich mit meiner Tochter ohnehin nach der Riviera reiste. Er fand das ja auch sehr vernünftig und vor allen Dingen viel sicherer.“

„Wie? Ich denke, die Post ist doch recht zuverlässig!“

„Ja, das wohl; aber wer konnte wissen, ob du dieses Reisegeld nicht auch wieder am grünen Tisch verliedestest.“

„Danke für das Kompliment.“

„Nun ja, man hat schon Beispiele erlebt. Du könntest ja auf den Gedanken kommen, die Million zurückgewinnen zu wollen. Na, einerlei, nun sind wir hier. Heute wollen wir uns die Gegend hier ein bischen ansehen. Am besten ist es, wenn du uns gleich in die Räuberhöhle hinüberführst; denn das ist ja wohl eure Hauptsehenswürdigkeit hier. Das muß ich sagen: Neugierig bin ich mächtig darauf und Tille wohl jedenfalls auch, was?“

„Ach nein, Papa, ich mag so was, gar nicht sehen. Die Gesellschaft soll ja so sehr gemischt da sein. Ich möchte viel lieber, wenn wir mit Vetter Arthur unter den Palmen spazieren gingen.“

„Nicht, lieber Onkel, bitte ich ebenfalls zu entschuldigen. Ich habe mir das Wort gegeben, niemals wieder einen Fuß in jenen sogenannten Tempel des Glücks zu setzen. Wenn du durchaus hineingehen willst, so rate ich dir, laß mir deine Brieftasche hier. Mathilde und ich wollen sie sehr sorgfältig spazieren führen.“

„Du bist ja recht gütig. Aber, mein Jung, du willst ich dir mal was sagen: Senator Friedrichsen aus Klütendorf braucht seinen Vormund.“

Und mit einem heherrschaftlichen Blick auf uns beide entfernte er sich, mit schweren Schritten dem Kasino zuwandelnd.

Wie wohlthuend war mir das muntere Geplauder und fröhliche Lachen meiner hübschen Cousine! Was mir in dem halben Jahr im welschen Land an holder Weiblichkeit nahe gekommen war, hatte sich so ziemlich auf meine Wirtinnen beschränkt. Die waren eine wie die andre gewesen: schwarz und gelb und fett und unermüdlich schnatternd. Nun hörte ich wieder langentbehrte liebe deutsche Rauten von frischen roten Lippen, helle blaue Augen blickten mich an, und aus blondem Haar umwehte mich leise ein süßer Mädchenhauch.

Des prächtigen Glanzes der Kasinoparkanlagen war sie bald überdrüssig.

„Das ist alles wie die Schaufensterauslage eines Blumenhandels für reiche Leute“, meinte sie. „Und dann alle zehn Schritte ein Polizist. Gibt es denn nicht hier in der Nähe etwas richtiges Grünes und richtige bunte Blumen?“

Da führte ich sie hinaus an den zerklüfteten, blumenüberspannen, grünbeschatteten Klippenrand von Monaco.

Hier saßen wir lange schweigend auf einer Steinbank und blickten hinaus in die unermessliche, majestätische Größe des stillen, kaum bewegten Meeres.

Uns war feierlich zu Mute.

Dann, unwillkürlich angetrieben, begann ich mit halblauter Stimme von meinen thörichten Spielerphantasien ihr zu berichten. Alles, alles sagte ich ihr, auch das vom Häuschen und der guten Stube und der lieben Sie. Und als ich geendet, lag ihr blonder Kopf an meiner Brust. Ich zog sie schweigend empor und küßte sie als meine liebe Braut.

Unbeschreiblich glücklich waren wir.

Der gute Onkel, der inzwischen ohne sein Wissen zum Schwiegervater avanciert war, empfing uns in sehr schlechter Laune.

„Was sind das doch für unzuverlässige Menschen, die jungen Leute in jetziger Zeit. Lassen sie mich alten Mann den ganzen geschlagenen Nachmittag in diesem von allen guten Geistern verlassenen Nest allein!“

„Aber ich denke, so für ein paar Stunden ist es doch ganz nett hier. Da sind doch die Palmen und die andern seltenen Gewächse und die schöne Aussicht, und dann warst du ja doch auch im Kasino, wo es so sehr interessant ist.“

„Ja, das war ich! Höre, du, das Spielen soll ein Vergnügen sein? Nicht ein bißchen!“

„Ja, hast du denn gespielt?“

„Natürlich! Was sollte ich denn anders anfangen? Ihr kamt ja gar nicht wieder, und keine Menschenseele wußte, wo ihr hin wart. Ich sage dir, vor mir selbst habe ich mich geschämt wie ein Pudel, ich alter Kerl. Und Blut habe ich dabei geschwitzt. Bis alles alle war! Da hatte doch die liebe Seele Ruhe. Kinder, wo kriegen wir nun man bloß das Reisegeld für uns beide her?“

„Ja, siehst du, lieber Onkel und Papa, so ist es hier: der eine verliert, und der andre gewinnt. Ich habe mir heute nachmittag diese kleine Braut gewonnen. Und wenn du ein lieber Papa bist und uns erlaubst, daß wir zum Herbst heiraten, dann will ich dir auch das Reisegeld leihen!“

Dieser Tag endete noch sehr vergnügt. Anfangs war der gute alte Senator etwas bedrückt. Ich diagnostizierte, daß sich bei ihm eine moralische Rede, wahrscheinlich über das Laster des Spiels, die er mir am Vormittag hatte halten wollen, verfehlt hätte. Meine Vermutung war richtig. Und nachdem er auf allgemeines Verlangen diese Rede, zu der er selbst ein sehr gesundes Beispiel abgab, gehalten hatte, wurde die Stimmung sehr animiert.

Es wurde viel Champagner getrunken. Auch der freundliche Hotelwirt, der mir so mutig Speise und Trank auf Pump verabreicht hatte, nahm an unserm kleinen Feste teil.

Mit dem Reisegeld begann es schon, bei dem fort-

gesetzten Durst, den wir, und besonders der junge Schwiegervater, entwickelten, etwas windig auszuweichen. Ich äußerte so etwas zu meiner Braut. Die aber antwortete mit einem sehr schlaun Lächeln:

„Hast nur keine Angst. Als Papa mir sagte, daß wir nach Monaco wollten, dachte ich so bei mir selbst: Monte Carlo? wer weiß? Und da nahm ich zur Vorsicht meine Sparsbüchse mit. Hier hast du das Geld; es sind über dreihundert Mark.“

Am nächsten Tag reisten wir ab. Der Gastfreund meinte, als wir ihm zum Abschied die Hand schüttelten, selten führe von Monte Carlo eine Gesellschaft in so fröhlicher Stimmung ab.

Nun sitzen wir alle in Klütendorf. Der Senator ist Bürgermeister geworden und hat an Umfang und Würde noch erheblich zugenommen. Ich wirke dort in kleinen Kreise, zufrieden, meine Pflicht thun zu dürfen, an der Seite meiner guten Frau Mathilde. Zum eignen Häuschen hat es noch nicht gelangt; wir fühlen uns aber in unsrer engen Mietwohnung wohl. Zwar haben wir nicht einmal eine gute Stube, aber ein herrliches, großes Sofa steht in unserm gemütlichen Familienzimmer an der Wand. Als wir es einrichteten, sagte ich halb im Scherz zu meiner Frau:

„Was meinst du, wäre das nicht ein schöner Platz, um die Bilder vom Fürstenpaar von Monaco aufzuhängen?“

„Ach nein, ach nein“, sagte sie ganz ängstlich. „Sieh! Wir haben ja dort Glück gefunden, und die Stelle, die alte Steinbank hoch über dem Meer, wollen wir in unsrer Erinnerung stets heilig halten, nicht wahr? Aber denke, wie viel Seelenqual armer, bethörter Menschen haben diese beiden auf ihr Gewissen geladen, wie viele Thränen! Und wie viel Blut!“

Ueber dem großen Sopha haben wir die vier Bilder unsrer lieben Eltern angebracht. Freundlich blicken sie auf unser stilles Glück.

Und wenn meine Frau unsern Kleinen sein Schlummerlied singt, dann ist es, als lächelten die guten alten Gesichter.

Bei gespannter Bank.

Westfälisches Femgericht.

(Bild S. 620.)

Verfliegen ist längst vor dem scharf eindringenden Blick glatter Gesichtsforschung das Fabelgewebe, mit dem der abergläubische oder romantische Sinn der „Unwissenden“, der großen Masse das „Freigericht auf der roten Erde“ umspinnen hat. Nicht im Dunkel der Nacht, nicht in Höhlen und Gewölbten hat die Feme ihr Wesen getrieben, nicht verummante Gestalten sind dabei zusammengehockt wie Uebelthäter — am hellen Tage, an weithin sichtbarer Stätte, meist an den uralten Malfäden des altfreien Sachsenlandes haben die Freischöffen unter dem Vorsitz des Freigrafen ihr Urteil gesprochen nach dem heimischen Volksrecht, wie es niedergehrieben ist als Sachsenpiegel. Allerdings bildeten die Eingeweihten, die „Wissenden“, eine Art Geheimbund; aufgenommen ward nur in Westfalen, am Sitz der Freistühle, wobei der Freigraf die geheime Lösung „Strid, Stein, Gras, Grein“ erklärte; Todesstrafe war gesetzt auf Verrat der Geheimnisse der heiligen Feme. Die Blütezeit des Femgerichts war im 15. Jahrhundert, als die kaiserliche Gewalt am tiefsten darniederlag und in den landesherrlichen Gebieten die Rechtsprechung noch wenig entwickelt war. Damals hatten selbst Fürsten das Urteil der Feme zu fürchten, mehr als einen traf die Vorladung; nachlässiger wurde sie an das Thor seines Schlosses gemacht, drei ausgebaute Späne dienten zur Beglaubigung. Damals sollen dem Fembund an 100 000 Wissende angehört haben, aus allen Ständen, vom Bauern bis zum Fürsten, und allen Gegenden Deutschlands. Hunderte strömten bei wichtigen Fällen auf dem Gerichtspfad zusammen; die Zahl der Schöffen war aber festgelegt, gewöhnlich sieben, wie auch auf unserm Bilde, manchmal vierzehn und selbst einundzwanzig. Bei heller Nacht war die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, nur Wissende durften den „Umstand“ bilden. Damals hat sich die Feme nicht mit geringfügigen Anschuldigungen abgegeben; als Femwoge (Femrüge) verkündete der Freigraf nur todeswürdige Verbrechen. Das blanke Schwert und der Strid vor seinem Siege verkündeten das Recht des Blutbanns, der Verhängung und Vollstreckung von Todesurteilen. Durch Eid und Eideshelfer ward der Thatsache festgestellt; den schuldig Befundenen hängte der Freigraf an den nächsten Baum. Hatte der Schuldige sich nicht gestellt, so ward das Todesurteil ihm ans Thor gesetzt und daneben ein Messer gesetzt, auch ward es an Kreuzwegen bekannt gemacht. Jeder „Wissende“ hatte die Pflicht, das Urteil zu vollstrecken, wo sich Gelegenheit fand; darauf beruhte der Schrecken vor der heimlichen Feme. — Zur Zeit, die unser Bild zeigt, war die Feme harmlos geworden, sie beschränkte sich auf kleinere Vergehen, die sonst keine Sühne fanden. Aber auch damals noch, am Ende des 18. Jahrhunderts, gehörten Männer aus verschiedenen Ständen zu den Wissenden und Schöffen, wie unser Bild zeigt. Noch später hat Immermann in seinem Roman „Münchhausen“ das prächtige Bild eines westfälischen Dorfschulzen von altem Schrot und Korn gezeichnet, der das Schwert Karols des Großen bewahrt als Freigraf der heiligen Feme.

Was im Meer verborgen.

Von

Nautilus.

Mit fünf Abbildungen auf Seite 624.

Seit Schiffe das Meer durchkreuzen, hat es auch schon seine Opfer gefordert, und unermesslich sind die Reichtümer, die sich im Laufe der Zeiten in seinem Schoße angesammelt haben. Man würde jedenfalls zu fabelhaften Summen kommen, könnte man den Wert der edeln Metalle, die in geprägter oder ungeprägter Form mit verunglückten Fahrzeugen in die Tiefe gesunken sind, feststellen. Aber sie bilden doch nur einen Teil der Unsummen, die unaufhörlich auf dem Meere verloren gehen, und am betrübendsten ist, daß eine Menge der sich dort abspielenden Katastrophen den Verlust zahlreicher Menschenleben im Gefolge hat.

Was das Meer verschlingt, davon geben die alljährlich zur Veröffentlichung kommenden Verlustlisten einen guten Begriff; so gingen beispielsweise im verfloffenen Jahre, dem Bureau Veritas zufolge, im ganzen 1249 Schiffe verloren, wovon 950 Segelschiffe und 299 Dampfer waren. Am verhängnisvollsten ist nach den bisherigen Erfahrungen der Monat Februar, der eine Reihe besonders trauriger Katastrophen aufzuweisen hat, wie nachfolgende Fälle zeigen. In 1893 ging in der Nähe von Tripolis das englische Panzerschiff „Victoria“ mit 23 Offizieren und 336 Matrosen unter; zwei Jahre später sank, gleichfalls im Februar, in der Nordsee der große deutsche Dampfer „Elbe“, wobei 380 Menschen den Tod fanden. In den Februar 1897 fällt der Verlust des Dampfers „City of Philadelphia“, der mit 200 Menschen in der Nähe der Falklandsinseln unterging, und bald nach diesem verschwand mit Mann und Maus der Dampfer „Veendam“. Der diesjährige Februar brachte den Verlust des Schiffes „Channel Queen“ mit 30 Menschenopfern, den Untergang des Schiffes „Flachat“ mit 87 Menschenverlusten und die vielbesprochene mythische Explosion, der das amerikanische Kriegsschiff „Maine“ zum Opfer fiel und 250 Menschen den Tod brachte.

So häufig und leicht nun auch ein Unglück zur See herbeigeführt wird, bei dem Schiff und Ladung verlohren, so schwer ist es, dem Meer wieder seine Beute zu entreißen. Die Vergungsgeellschaften geben sich in der Regel nur mit solchen gesunkenen Fahrzeugen ab, die nicht tiefer liegen, als daß sie direkt leer gepumpt und ins nächste Dack geschleppt werden können. Zudem ist eine Vergung immer eine sehr kostspielige Sache, was aber nicht verwundern kann, wenn man berücksichtigt, daß so mancher Vergungsversuch mißglückt — der natürlich auch nicht bezahlt wird — und daß die Vergungsdampfer unaufhörlich unter Dampf liegen müssen, um gegebenenfalls schnell zur Stelle zu sein. Handelt es sich um kleinere unter die Wasseroberfläche gesunkene Fahrzeuge, so können diese mittels Ketten heraufbefördert werden. Das Befestigen der Ketten, sowie überhaupt das Untersuchen eines gesunkenen Schiffes wird durch Taucher bewerkstelligt, die in ihrer bekannten Ausrüstung ins nasse Element gehen und dort die verschiedensten Arbeiten auszuführen vermögen. Bei dem gewaltigen Druck, den die Wassermassen mit der zunehmenden Tiefe ausüben, ist der Wirkungskreis der Taucher indessen ein sehr beschränkter, und im allgemeinen sind 25 Meter die größte Tiefe, in der gearbeitet werden kann, wenn es auch vorkommen mag, daß manche Taucher noch in 40 Meter Tiefe leichte Arbeiten ausführen.

Welch ungeheuren Druck, um dies mit einigen Worten zu erwähnen, die Bewohner der großen Meerestiefen zu ertragen haben, ergibt sich aus der Thatfache, daß schon in 300 Faden Tiefe ein Druck von 840 Pfund auf den Quadratfuß ausgeübt wird. Nach Wyville Thomson, einem neueren englischen Naturforscher, würde ein Mensch in 2000 Faden Tiefe einen Druck wie „von 20 Lokomotiven, jede mit einem langen Güterzug hinter sich“, auszuhalten haben.

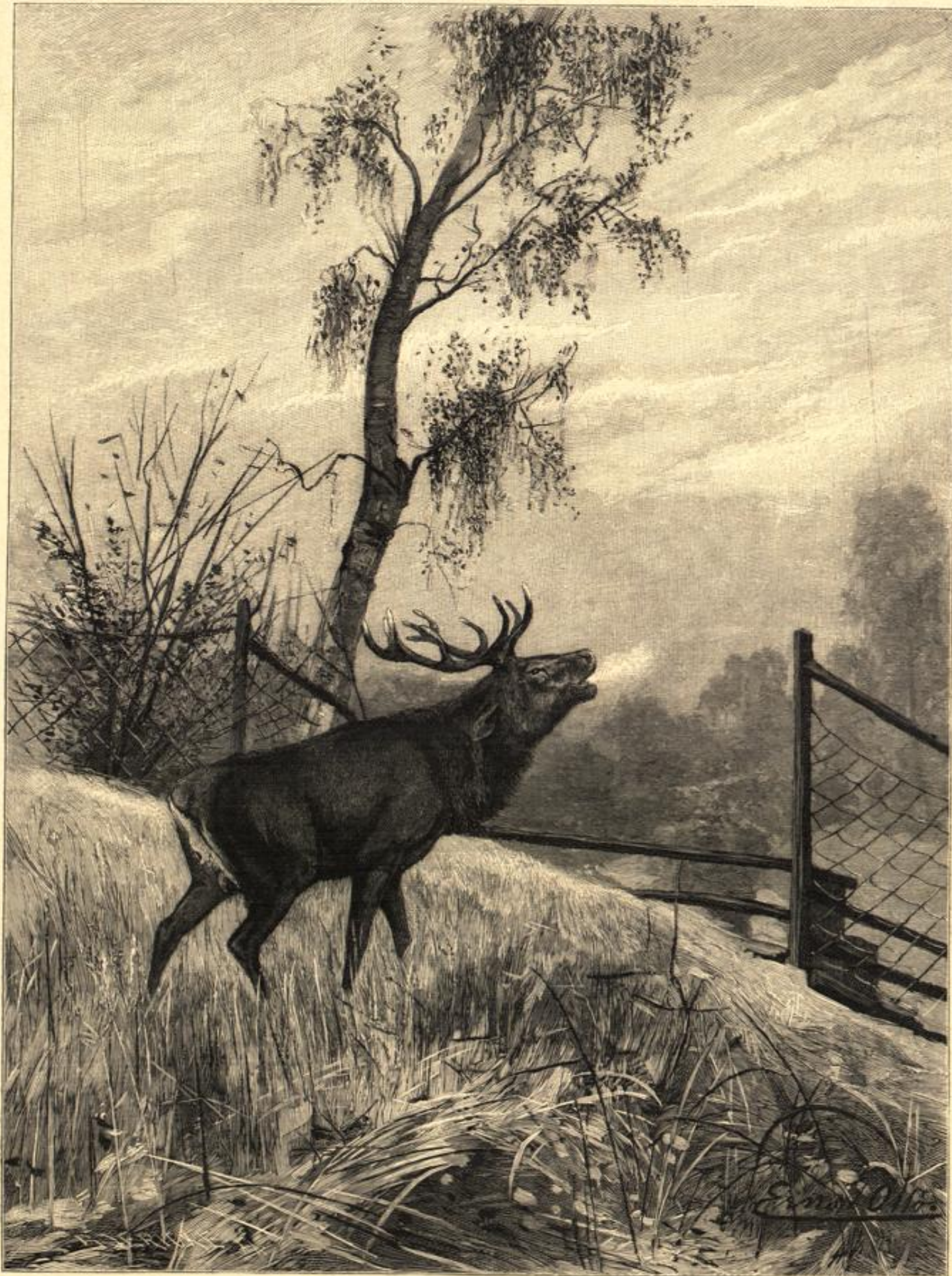
Da es nun Tauchern, wie vorhin gesagt worden, nicht möglich ist, sonderlich tief ins Wasser zu dringen, so suchte man schon zu verschiedenen Zeiten nach Mitteln, mit denen dies ausführbar war. In Schweden beispielsweise hatte ein Professor Way in Upsala in den vierziger Jahren einen „hydro-pneumatischen“ Apparat konstruiert, mit dem unter anderem die 500 bis 600 Metallkanonen, die seit 1566 in der Nähe Wisby in mäßiger Tiefe liegen, ans Tageslicht befördert werden sollten. Professor Way gedachte zu diesem Zweck eine Aktiengesellschaft ins Leben zu rufen, aber die ausgeführten Versuche scheinen nicht sehr vertrauenswürdig gewesen zu sein, denn aus der Sache wurde nichts, und die Erfindung geriet bald in Vergessenheit. Mit dem Way'schen Apparat war auch versucht worden, die Schätze zu finden, die der Dänenkönig Waldemar Atterdag 1361 nach der Plünderung Wisbys nach Dänemark bringen wollte, die aber seit dem genannten

Jetzt bei der Insel Gothland im Meeresgrunde schlummern. Wie bekannt, war es Waldemar Atterdag nicht vergönnt gewesen, mit seinem ganzen Raube heimzukommen, denn gerade das Schiff, das die größten Kostbarkeiten enthielt, ging bei den großen Karlsinseln zu Grunde.

Die Techniker beschäftigten sich aber fortwährend mit der Lösung des Problems, Einrichtungen zu schaffen, mit denen es möglich ist, in gefahrloser Weise in größeren Tiefen zu arbeiten, und dies Problem kann jetzt bis zu einer gewissen Grenze als gelöst betrachtet werden. Es liegen zwei Erfindungen vor, von

denen die eine, in Schweden gemacht, bereits ihre Verwendbarkeit in praktischer Weise erwiesen und großes Aufsehen erregt hat.

Den unmittelbaren Anlaß zu dieser Erfindung gab der Untergang des großen schwedischen Dampfers „Södra Sverige“, der im Herbst 1895, während der



Am Einsprung. Nach dem Gemälde von Ernst Otto.

Dunkelheit, in den Stockholmer Schären auf eine Klippe stieß, wobei er ein solches Led erhielt, daß er in dreiviertel Stunden versank. Die zahlreichen Passagiere waren im letzten Augenblick durch einen Rettungsbooter gerettet worden. Da nun das Schiff in 57 Meter Tiefe lag, gab man die Idee auf, das wertvolle Fahrzeug zu bergen, nur ein Stockholmer Ingenieur, Namens Waller, grübelte über ein Mittel zur Hebung nach. Er dachte zuerst an einen geschlossenen Be-

hälter, der in seinem Innern Raum für die nötigen Leute bot und in die Tiefe gesenkt werden sollte. Ein solcher Apparat bietet aber große Gefahren, da sich seine Ketten und der für die Zuführung von Luft erforderliche Schlauch leicht in der Tafelage eines gesunkenen Schiffes verwickeln können, so daß das Herausholen unmöglich gemacht und dadurch der Tod der Insassen herbeigeführt werden würde. Deshalb kam Ingenieur Waller auf die Idee, eine große Röhre zu

bauen, die bis auf den Meeresgrund gesenkt werden konnte, und er brachte diesen Plan zur Ausführung, als das Kapital zur Stelle war. Die Röhre wurde in einer Länge von 60 Metern hergestellt. Sie besteht aus Eisenplatten, die bis 17 Millimeter dick sind, und hat einen Durchschnitt von 65 Centimetern. Der untere Teil zeigt bis zu einer Höhe von zwei Metern einen Durchschnitt von 1,3 Metern, so daß sich einige Menschen darin bewegen können; darunter befindet sich ein



Ein in Schweden erfundener Bergungsapparat.
Einfahrt in die Röhre.

Raum für den Ballast. In dem Teil, der als Werkstatt dient, sind einige Fenster angebracht, nämlich ein Fenster zur Beobachtung der auszuführenden Arbeiten, und in der Nähe des Fußbodens zwei Fenster, durch die ein elektrischer Schein geworfen wird. Das eigentliche Arbeitsinstrument besteht in zwei Stahlarmen, die vom Innern aus nach allen Richtungen hin bewegt werden können und natürlich in wasserdicht schließenden Kugellagern angeordnet sind. Die Einfahrt in die Röhre, sowie die Auffahrt geht in leichter Weise mittels eines Aufzugs von Statten. Ein Kabel leitet den erforderlichen Strom für die Scheinwerfer in die Tiefe.

In dem Arbeitsraum kann ein Mensch drei bis vier Stunden hindurch ohne Zuführung von frischer Luft zubringen, und außerdem läßt sich jeden Augenblick ein zwei Centimeter dickes Rohr mit einer Luftpumpe in Verbindung setzen. Die Verständigung zwischen dem in circa 50 Meter Tiefe Arbeitenden und den oben Befindlichen ist ohne jedes Hilfsmittel möglich, da die Röhre gleichzeitig das vortrefflichste Sprachrohr bildet.

Im Herbst 1896 wurde dieser Wallersche Bergungsapparat an die Stelle gebracht, wo der gesunkene Dampfer lag, und in die Tiefe gesenkt. Zwei mächtige Prahme hielten ihn schwebend, so daß er seinen Platz nach den Anweisungen, die von der Arbeitskammer ausgegeben wurden, verändern konnte. Mit Hilfe der beweglichen Arme wurden nun eine Anzahl starker Ketten, insgesamt 44, am Schiffsrumpf befestigt, so daß dann mittels Auspumpens der Pontons, an denen die Ketten hingen, die Hebung des großen Dampfers

in sicherer Weise vor sich gehen konnte. Als dann endlich der „Södra Sverige“ im Mai 1897 wieder auf dem Wasser schwamm, war eine That vollbracht, die ein Ereignis in der Geschichte der Bergungstätigkeit bedeutet und in allen Schiffahrtskreisen berechtigtes Aufsehen erregte.

Die andre Erfindung ist die Taucherkugel des italienischen Grafen Piatti del Pozzo. Mit dieser wurde 1893 ein Versuch gemacht, wobei eine Tiefe von 165 Metern erreicht worden sein soll; sie hat aber noch keine Gelegenheit gehabt, ihre praktische Verwendbarkeit zu Bergungsarbeiten in großer Tiefe zu beweisen. Da die Taucherkugel mittels eines Taues in die Tiefe gesenkt werden muß, ist ihre Anwendung mit Gefahren verbunden, denn das Tau sowohl wie die die Luft zuführenden Schläuche können in einer Schiffs-tafel Lage hängen bleiben, ein Umstand, der auch den Schweden Waller bestimmt hatte, von der Anwendung eines derartigen Taucherapparates abzusehen.

Piatti del Pozzos Taucherkugel hat eine 4 Centimeter dicke Stahlwand und mißt im Durchmesser 3,5 Meter. Außen und innen ist sie mit Holzverkleidung versehen, um im Innern die Anbringung der Ausrüstung und außen das Befestigen des Kabels zu erleichtern. Der Eingang befindet sich oben, von wo eine Leiter bis zum Fußboden hinabführt. Eine Querwand teilt die Kugel in zwei Teile, in deren kleinerem



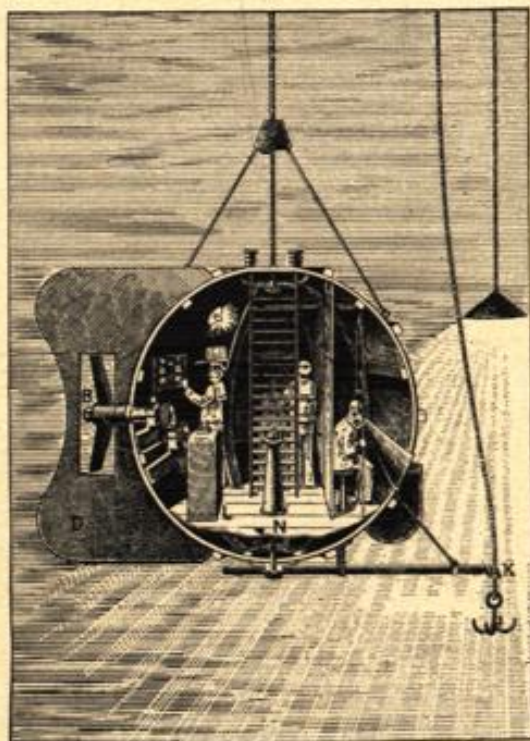
Der Operateur bei der Arbeit.



Der Bergungsapparat und der auf dem Meeresgrund liegende Dampfer.

als Steuer und ermöglicht, eine gleichmäßige Richtung innezuhalten.

Es ist klar, daß eine leicht zu handhabende Taucherkugel nicht nur für Bergungszwecke, sondern auch für wissenschaftliche Forschungen von großem Nutzen sein muß. Mit einem solchen Hilfsmittel würden die mit vielen Umständen und Kosten verbundenen Tiefseeforschungen wesentlich erleichtert werden, und erst dann wäre ein genauer Ueberblick über die Naturverhältnisse in größeren Tiefen möglich. Dem Auge würden sich dann Scenerien darbieten, von denen man jetzt nur eine mangelhafte und zum Teil auf Mutmaßung beruhende Vorstellung hat. Namentlich gilt dies von den südlicheren Meeressteilen, von denen Taucher, die beispielsweise an der spanischen Küste gearbeitet haben, interessante Dinge zu berichten wissen, von einem Meeresboden, der streckenweise mit den prächtigsten Lebewesen von oft ansehnlicher Größe und in den buntesten Farben prangend, bedeckt ist, und auf dem sich der feine weiße Sand wie Gänge hindurchzieht, so daß das Ganze den Anblick eines herrlichen Parkes bietet. Es ist aber nicht jedermanns Sache, in Taucherausrüstung die Tiefen des Meeres aufzusuchen, in denen sich der Taucher oft Verhältnissen gegenüber sieht, die größte Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit erfordern. Tiefseeforschungen mittels Taucherkugeln oder -glocken werden indessen erst dann zur Ausführung kommen können, wenn die Frage der Luftzuführung in sicherer Weise ihre Lösung gefunden hat. Ehe der Mensch aber lernt, sich in den Tiefen des Wassers mit ähnlicher Sicherheit wie in den Lüften zu bewegen, dürfte noch manche Zeit dahingehen, wenn es der Technik auch endlich doch gelingen wird, auf diesem Gebiet gleichfalls sichere Erfolge zu erringen.

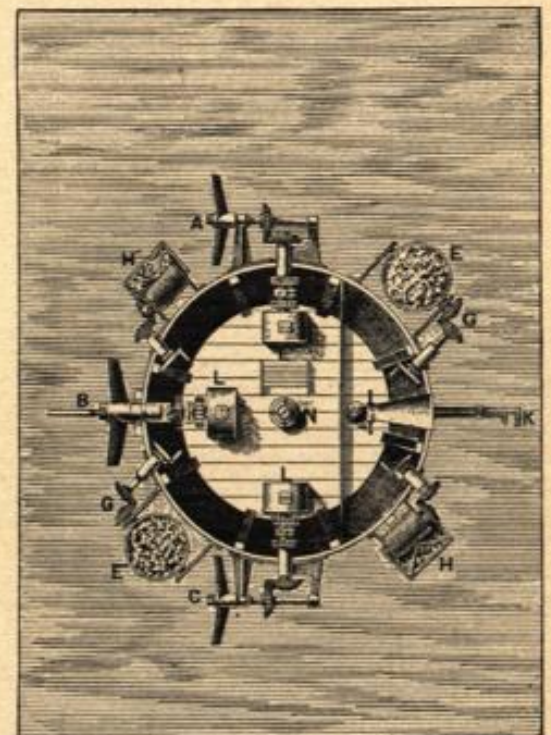


Die Taucherkugel des Italieners Piatti del Pozzo.
Innere Einrichtung.

Illustr. Welt. 1896. 26.

der Führer sieht und durch eine Glaslinse Beobachtungen anstellt.

Mittels dreier Schrauben (A, B, C) kann die Taucherkugel vom Innern aus, ganz unabhängig von dem Schiffe, an dem sie hängt und mit dem sie telephonische Verbindung hat, ihre Stellung verändern. Das Kommando hierzu, wie zur Anwendung des Greifers (K) giebt der Führer. Der Greifer, der mittels einer Kurbel (N) bewegt wird, besteht in einem festen und einem beweglichen Arm, die am unteren Teil der Taucherkugel angebracht sind und denselben Zweck wie die Stahlarms an der Wallerschen Röhre haben. Mit dem Greifer kann somit ein Anker, der vom Schiffe herabhängt, an den Gegenstand gebracht werden, den man an die Oberfläche befördern will, und es ist gerade bei dieser Arbeit von Wichtigkeit, daß die Taucherkugel selbständig bewegt werden kann. Ein vom Schiffe herabgesenkter elektrischer Scheinwerfer erhellt die Umgebung der Taucherkugel, ebenso erhellt elektrisches Licht das Innere, und ein elektrischer Motor setzt die Schrauben in Bewegung. Von sonstigen Einrichtungen der Taucherkugel sind noch die beiden außen befindlichen Ballastbehälter (E) zu nennen, die mit Hilfe von Kurbeln (G) schnell geleert werden können, wenn ein schleuniges Aufsteigen der Taucherkugel erfolgen soll. Zwei weitere Ballastbehälter (H), die an Tauen vom Schiffe herabhängen, dienen dazu, die Taucherkugel an einer bestimmten Stelle zu halten, im Falle man hier Arbeiten ausführen will. Die außen befindliche Scheibe (D) dient



Querschnitt der Taucherkugel, von oben gesehen.

Der Expreßzug Rom-Paris.

Kriminalroman

von
Arthur Griffiths.

4

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold.

11.

Die drei Beamten gingen sogleich zu der durch das noch offene Fenster bezeichneten Stelle, die hauptsächlich zu untersuchen war. Das Aushere des Wagens war sehr beschmutzt; an einzelnen Stellen bedeckte ihn eine dicke Staubschicht, während an einigen andern große Klumpen von Straßentot klebten.

Der Chef blieb eine Weile stehen, um zunächst einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen, und den Andeutungen des Generals folgend, nach Hand- oder Fußspuren und den Streifen, die ein Frauenrock auf der staubigen Fläche wohl hervorbringen mußte, zu suchen.

Alles in der That war nichts Bestimmtes zu entdecken. Nur hier und da waren ein paar Linien und Streifen zu sehen, die man wohl für die gesuchten Spuren halten konnte, die aber wenig überzeugend waren.

Nach kurzer Zeit jedoch lenkte der Kommissar, der näher getreten war, die Aufmerksamkeit der beiden andern Beamten auf verdächtige Flecken, die sich in der Umgebung des Fensters, besonders oben, zwischen Fenster und Dachrand, befanden.

„Was ist es denn?“ fragte der Chef, als sein Kollege mit seinem langen Zeigefingernagel die dünne Kruste einer dieser Flecken abgetraht hatte, so daß ein dunkler, flebriger Kern sichtbar wurde.

„Beschwerden kann ich es nicht, aber ich glaube, es ist Blut.“

„Blut! sagen Sie!“ rief der Chef, indem er sein starkes Vergrößerungsglas hervorholte und den Fleck dadurch betrachtete. „Sehen Sie doch auch mal hindurch, Herr Richter,“ fügte er nach langer und genauer Besichtigung hinzu. — „Nun, was sagen Sie?“

„Es sieht so aus, aber nur ein medizinischer Sachverständiger könnte es mit Bestimmtheit sagen. — Ja, ich glaube, es ist Blut.“

„Jetzt sind wir auf der richtigen Spur, dessen bin ich ganz sicher. — Bring doch mal jemand eine Leiter!“

Eine der sonderbaren französischen Leitern, die oben ganz schmal und unten breit sind, wurde an den Wagen gelehnt, und der Chef stieg mit seinem Vergrößerungsglas empor.

„Hier ist noch mehr, viel mehr und etwas, das — ja, ganz zweifellos, der Abdruck von zwei Händen auf dem Dach. Hier ist sie heraufgeklettert.“

„Ohne Zweifel. Jetzt kann ich mir alles genau vorstellen. Sie hat auf dem Fensterrand gesessen, mit den Beinen, woran sie festgehalten worden ist, nach innen. Dann hat sie sich mit den Händen am Rand des Daches angeklammert und allmählich hinaufgezogen,“ sprach der Richter.

„Dazu gehören aber Nerven! Und was für eine Kraft sie in den Armen haben muß!“

„Es handelte sich für sie um Leben und Tod. Im Wagen lauerte die größere Gefahr auf sie, und die Furcht vermag viel in einem solchen Falle; das wissen wir alle. Nun aber, was weiter?“

„Mehr, viel, viel mehr! Fußspuren, so deutlich, als ob sie gemalt wären, von den Füßen einer Frau. Warten Sie, ich will ihnen bis zum Ende folgen,“ rief der Chef und kroch vorsichtig nach dem Ende des Wagens.

Ein paar Minuten später war er wieder bei seinen Kollegen auf festem Grund und Boden und erklärte mit einem freundlichen Händereiben, daß alles ganz klar sei.

„So gefährlich und schwierig es auch war, sie hat's fertig gebracht. Ich bin ihrer Spur gefolgt, ich habe gesehen, wo sie lange zusammengelaufen gelegen haben muß, ich bin ihren Fußstapfen auf dem Dach des Wagens nachgegangen, bis zu dem Ende, wo sie sich auf die kleine Plattform vor der Thür hinabgelassen hat. Zweifellos hat sie den Wagen verlassen, als ihre Mitschuldige, der Abrede gemäß, den Zug zum Stehen gebracht hatte.“

„Die Gräfin?“

„Wer denn sonst?“

„Und das war nicht weit von Paris. Der General sagte, daß sie nach dem Halt noch etwa zwanzig Minuten bis hierher zum Bahnhof gefahren seien.“

„Dann müssen wir von jenem Punkt ausgehen, wenn wir sie finden wollen. Der Italiener ist auf einer falschen Spur.“

„Das ist doch nicht gesagt. Wir können ganz sicher sein, daß die Jungfer versuchen wird, mit ihrer Herrin in Verbindung zu treten, und es wäre gut, wenn wir sie dingfest machen könnten, ehe sie das gethan hat,“ meinte der Richter.

„Allem dem gegenüber, was wir jetzt wissen, wird sie bei einem scharfen Verhör vielleicht sehr belastende Dinge einräumen,“ fuhr der Chef eifrig fort. „Wer soll gehen? Ich habe meine beiden Hilfsbeamten schon weggeschickt. Natürlich könnte ich einen dritten herbeitelephonieren, oder auch selbst gehen.“

„Nein, nein, mein lieber Kollege, wir können Sie jetzt noch nicht entbehren, also telephonieren Sie lieber. Ich nehme an, daß Sie gern bei den weiteren Verhören zugegen sein möchten.“

„Gewiß, da haben Sie recht. Wir können vielleicht noch mehr über dieses Mädchen ans Licht bringen. Lassen Sie nun den Schaffner noch einmal ins Gebet nehmen; der hat ganz bestimmte Beziehungen zu ihr gehabt, und es ist vielleicht noch mehr aus ihm herauszubringen.“

Das Mehr, das sie noch aus ihm herauspreßten, war unerheblich. Mit vielen Wacklungen und in dem fahenjammerlichen Zustand, worin sich ein Mensch befindet, der sich langsam von der Wirkung eines starken Schlafmittels erholt, trat Groot, der Schaffner, ein, aber so scharf er auch ausgefragt wurde, er hatte seiner ersten Aussage nichts hinzuzufügen.

„So sprechen Sie doch,“ fuhr ihn der Untersuchungsrichter an. „Sagen Sie nur alles offen und ohne Umschweife, oder ich schicke Sie gleich ins Loch.“

„Ich weiß ja nichts,“ behauptete der Schaffner mit kläglichem Stimm.

„Das ist unwahr. Wir wissen genau Bescheid und sind keine Dummköpfe. Daß eine solche Geschichte nicht vorkommen kann, ohne daß Sie etwas davon merken, und daß Sie sich jetzt nur dumm stellen und nichts wissen wollen, liegt doch auf der Hand.“

„Wahrhaftig, meine Herren, wahrhaftig.“

„Sie haben mit der Kammerjungfer am Büfett in Varoche getrunken, und nachher im Wagen haben Sie noch mehr mit ihr getrunken, oder von ihr zu trinken angenommen.“

„Nein, meine Herren, das ist nicht an dem. Das konnte ich nicht — sie war ja gar nicht im Wagen.“

„Das wissen wir besser. Uns können Sie kein X für ein U vormachen. Sie sind auch ihrer und ihrer Herrin Helfershelfer; daran zweifle ich nicht einen Augenblick.“

„Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich an der ganzen Sache vollkommen unschuldig bin. Ich kann mich kaum entsinnen, was in Varoche und später vorgefallen ist. Das Trinken am Büfett leugne ich gar nicht. Ich konnte mir gar nicht erklären, warum das Zeug so widerlich schmeckte, und warum ich so furchtbar schläfrig war, als ich in den Wagen zurückkam.“

„Sie behaupten also, gleich eingeschlafen zu sein?“

„Das muß wohl der Fall gewesen sein, denn ich weiß nichts von allem, was vorgegangen ist, bis ich gewedt wurde.“

Mit unerhöhrlicher Hartnäckigkeit blieb der Schaffner bei dieser Darstellung, und weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

„Entweder ist er zu durchtrieben für uns, oder ein vollkommener Trottel und Dummkopf,“ meinte der Richter zuletzt müde, als Groot das Zimmer verlassen hatte. „Es wäre am besten, wenn wir ihn nach Mazas schickten und dort in Einzelhaft behielten, dann macht er vielleicht nach ein paar Tagen weniger Schwierigkeiten.“

„Daß ihm ein Schlafmittel beigebracht worden ist, liegt auf der Hand. Das Frauenzimmer hat ihm in Varoche Opium ins Getränk gethan.“

„Und augenscheinlich nicht wenig, denn er sagt, er sei gleich nach seiner Rückkehr in den Wagen eingeschlafen,“ bemerkte der Richter.

„Das sagt er, aber es muß ihm eine zweite Dosis beigebracht worden sein, oder wie wäre es sonst zu erklären, daß das Flacon bei seinem Sitz auf dem Fußboden lag?“ fragte der Chef nachdenklich ebenso sich selbst als die andern.

„An eine zweite Dosis kann ich nicht glauben. Wie und von wem hätte sie ihm beigebracht sein sollen? Es war Opium und konnte nur in einem Getränk gereicht werden, und er sagt, er habe nicht zum zweitenmal getrunken. Außerdem von wem? Von der Kammerjungfer? Er hat ja nach seiner Angabe das Mädchen nicht wieder gesehen.“

„Bitte um Verzeihung, Herr Richter, aber messen Sie dem Schaffner nicht zu viel Glaubhaftigkeit bei? In meinen Augen ist seine Aussage stark gefärbt, und ich glaube kaum ein Wort davon. Hat er mir nicht zuerst gesagt, er habe das Mädchen gestern Abend um acht Uhr in Amberieur zuletzt gesehen? Jetzt gesteht er zu, mit ihr in Varoche getrunken zu haben. Das Ganze ist ein Lügengewebe; auch daß er sein Taschentuch und seine Papiere verloren habe. Er hat etwas zu verbergen. Sogar seine Schläfrigkeit und sein Stumpfsein sind vielleicht Verstellung.“

„Daß das Spiegelschere wäre, glaube ich doch nicht; uns so hinter's Licht zu führen, dazu ist er nicht gewandt genug.“

„Nun gut; was meinen Sie denn, wenn ihm die Gräfin den zweiten Schlaftrunk beigebracht hätte?“

„O, o, o, das ist doch rein aus den Fingern gesogen. Nichts, rein gar nichts liegt vor, was diese Annahme unterstützen könnte.“

„Wie erklären Sie denn das Auffinden des der Gräfin gehörigen Flacons beim Sitz des Schaffners?“ „Kann es nicht absichtlich dorthin gebracht worden sein?“ warf der Kommissar ein, dem eine zweite Erleuchtung gekommen war.

„Absichtlich?“ fragte der Chef unfreundlich, da er eine Antwort voraussah, die nicht in seinen Kram paßte.

„Mit der Absicht, die Dame in Verdacht zu bringen.“

„Ich kann den Umstand nicht in diesem Lichte sehen. Daraus ginge hervor, daß sie nicht im Komplott wäre, und ein Komplott liegt ganz entschieden vor; darauf weist alles hin: der Schlaftrunk, das offene Fenster, das Verschwinden der Jungfer.“

„Ein Komplott? Ohne Zweifel, aber wer hat es angestellt? Diese beiden Frauen allein? Wäre eine von ihnen im Stande gewesen, den verhängnisvollen Stoß zu führen? Kaum. Frauen haben wohl Verstand genug, Pläne zu schmieden, aber weder den Mut noch die Kraft, sie auszuführen. — Sie können sich darauf verlassen, daß ein Mann beteiligt ist.“

„Zugegeben, aber wer? Der Feuerfresser Sir Charles Collingham?“ fragte der Chef, seinem Hasse wieder die Zügel schießen lassend.

„Das ist nicht die Lösung, die meinen Anschauungen entspricht, wie ich gestehen muß,“ erklärte der Richter. „Des Generals Betragen war tadelnswert und unverständig, aber er ist nicht aus dem Stoffe, woraus Verbrecher gemacht werden.“

„Wer denn? Der Schaffner? Nein. Der englische Geistliche? Nein. Die beiden Franzosen? — Die haben wir freilich noch nicht verhört, aber nach dem, was ich beim ersten flüchtigen Blick gesehen habe, bin ich nicht geneigt, sie für verdächtig zu halten.“

„Was meinen Sie denn zu dem Italiener?“ fragte der Kommissar. „Sind Sie seiner sicher? Seine Blicke haben mir nicht besonders gefallen, und er hatte es sehr eilig, von hier fortzukommen. Was meinen Sie, wenn er nun auskniffe?“

„Blod ist ja bei ihm,“ erwiderte der Chef rasch und mit dem augenscheinlichen Verlangen, eine unbehagliche Besorgnis zu unterdrücken. „Den haben wir noch immer an der Hand. Falls wir ihn, was nicht unmöglich ist, noch einmal brauchen sollten.“

12.

Jetzt waren nur noch die beiden Franzosen zu verhören, und daß sie als letzte übrig geblieben waren, war der reine Zufall. Die Bedürfnisse der Untersuchung hatten es mit sich gebracht, daß die andern vor ihnen an die Reihe gekommen waren, aber diese beiden geduldbigen und unterwürfigen Herren hatten keine laute Einsprache erhoben. Wie entrüstet sie auch innerlich über den Aufenthalt gewesen sein mochten, sie waren zu klug, sich dagegen aufzulehnen, denn sie wußten wohl, daß jeder Ausbruch des Mißvergnügens nur ihnen selbst schaden werde. Demnach waren sie jetzt, wo sie endlich vorgerufen wurden, nicht nur vollkommen geduldig, sondern sie legten sogar einen großen Eifer an den Tag, der Untersuchung ihre ganze Unterstützung zu teil werden zu lassen, und nötigenfalls auch aus eigenem Antriebe Mitteilungen zu machen.

Der erste, der hereinggerufen wurde, war der ältere, Anatole Lafolay, ein richtiger Pariser Spießbürger, dick und bequem, von salbungsvoller Redeweise und überaus ehrerbietig.

Das, was er aussagte, stimmte in allen wesentlichen Punkten mit dem überein, was wir schon wissen, aber die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, waren doch durch die zuletzt festgestellten Thatsachen und die darauf begründeten Vermutungen beeinflusst.

Dabei behielt der Richter mit großer Geschicklichkeit das Ziel im Auge; Beweise für ein Einverständnis und Verabredungen zwischen den Reisenden, besonders in Hinsicht auf zwei von ihnen, die beiden Frauen, ans Licht zu ziehen, und über diesen wichtigen Punkt hatte Lafolay Mitteilungen zu machen.

Die Frage, ob er die Kammerjungfer auf der Reise gesehen und beachtet habe, bejahte er sehr entschieden und mit einem Schmähen der Lippen, als ob der Anblick dieser hübschen und anziehenden Person ihm ein ganz besonderer Genuß gewesen wäre.

„Haben Sie mit ihr gesprochen?“

„Ach nein, dazu hatte ich keine Gelegenheit. Außerdem hatte sie auch ihre eignen Freunde — vertraute Freunde, denke ich mir. Ich habe sie mehr als einmal mit einem von ihnen in der Ecke des Wagens flüstern sehen.“

„Und wer war das?“

„Ich glaube, der Italiener; ich meine wenigstens bestimmt seinen Anzug erkannt zu haben. Das Gesicht habe ich nicht gesehen, denn das war von mir abgewandt — dem ihren zu und sehr dicht daran, mit Erlaubnis zu sagen.“

„Und sie standen auf gutem Fuße?“
„Auf dem besten, möchte ich sagen. Ganz außerordentlich vertraut. Es hätte mich gar nicht überrascht, wenn — wohl verstanden, nachdem ich mich umgedreht hatte — er ihre roten Lippen berührt, eben berührt hätte. Verzeihlich wäre es gewiß gewesen — entschuldigen Sie, meine Herren.“

„Aha! Also so vertraulich standen sie miteinander? Sieh da! Und erwies sie nur ihm Gunstbezeugungen? Hat sich kein anderer ihr genähert und ihr den Hof gemacht — nun, Sie verstehen mich ja?“

„Ich habe sie auch mit dem Schaffner gesehen, aber nur in Laroche. Nein, der Italiener war ihr hauptsächlichster Gesellschafter.“

„Hat sonst noch jemand diese Liebeslei bemerkt? Was meinen Sie?“

„Wohl möglich, sie trieben es nicht sehr heimlich, sondern sehr auffallend. Wir alle konnten es merken.“

„Auch ihre Herrin?“

„Das will ich nicht sagen. Ich habe während der Reise sehr wenig von der Dame gesehen.“

Nachdem er noch einige Fragen, meist persönlicher Natur, betreffs seiner Adresse, seines Geschäfts und der wahrscheinlichen Dauer seiner Anwesenheit in Paris während der nächsten Wochen beantwortet hatte, wurde Herr Lafolay gestattet, sich zu entfernen.

Das Verhör des jüngeren Franzosen, eines gewandten, aufgeweckten jungen Mannes von angenehmem, einnehmendem Wesen, mit lebhaften, neugierigen Augen, verfolgte dieselbe Richtung und bestätigte Lafolays Aussagen in volstem Umfang, allein Herr Jules Devaux hatte noch etwas Neues, sehr Ueberraschendes in Bezug auf die Gräfin zu berichten.

Als er gefragt wurde, ob er sie gesehen oder mit ihr gesprochen habe, schüttelte er den Kopf.

„Nein, sie hielt sich ganz für sich“, sagte er. „Ich habe sie nur wenig, fast gar nicht zu sehen bekommen, ausgenommen in Modane. Sie blieb in ihrer eignen Abteilung.“

„Wo sie ihre Freunde empfing?“

„O ganz zweifellos. Die Engländer haben sie beide besucht, der Italiener nicht.“

„Der Italiener? Sollen wir daraus schließen, daß sie mit dem Italiener bekannt war?“

„Das möchte ich allerdings andeuten, freilich war auf der Reise nichts davon zu merken. Zwischen Rom und Paris konnte niemand ahnen, daß sie sich kannten. Erst später, heute morgen bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen besteht.“

„Was veranlaßt Sie dazu, das zu behaupten?“ rief der Chef aufgeregt. „Ich muß Sie bitten und beschwören, ohne Rückhalt zu sprechen. Dieser Umstand ist von der größten, der allergrößten Wichtigkeit.“

„Nun, meine Herren, dann will ich's Ihnen erzählen. Wie Ihnen ja bekannt ist, erhielten wir alle nach der Ankunft hier im Bahnhof den Befehl, den Wagen zu verlassen, und sodann wurden wir in das Wartezimmer hier nebenan geführt. Natürlich ließen wir der Dame den Vortritt, und als ich hineinkam, hatte sie bereits Platz genommen. Sie sah so, daß ihr Gesicht hell beleuchtet war.“

„Hatte sie den Schleier herabgelassen?“

„Im Anfang noch nicht. Nachher sah ich, wie sie ihn herunterzog, und ich glaube, sie hatte Gründe dazu, die ich Ihnen gleich auseinandersetzen werde. Die Frau Gräfin ist sehr schön, und ich blidte sie voll Teilnahme an, denn es that mir so leid, sie in einer so peinlichen Lage zu sehen, als ich plötzlich eine große und auffallende Veränderung in ihrem Gesicht wahrnahm.“

„Welcher Art war diese Veränderung?“

„Es war ein Ausdruck des Schrecks, des Abscheus, der Ueberraschung — vielleicht etwas von allen diesen Empfindungen. Was es eigentlich war, kann ich nicht sagen, denn es ging rasch vorüber und machte einer kalten Todesblässe Platz. Gleich darauf zog sie ihren Schleier herab.“

„Haben Sie nicht versucht, eine Erklärung für diese Veränderung ihres Gesichtsausdrucks zu finden? Was war die Veranlassung?“

„Etwas Unerwartetes, glaube ich, ein Schreck, oder der Anblick von etwas, das ihr Schrecken einflößte. Den Eindruck hatte ich wenigstens, und er war so stark, daß ich mich unwillkürlich umwandte und hinter mich sah, da ich die Veranlassung da zu finden erwartete. Und sie war auch da.“

„Die Veranlassung —?“

„War das Eintreten des Italieners, der hinter mir kam. Daß er die Veranlassung war, dessen bin ich sicher; er hat es mir beinahe gesagt, nicht in Worten, aber durch den unverkennbar höhnisch-drohenden Blick, den er auf sie richtete. Der Blick war böshaft, hämisch, teuflisch, und bewies klar und deutlich, daß ein Geheimnis, vielleicht das Geheimnis einer gemeinsamen Schuld zwischen ihnen besteht.“

„War das alles?“ riefen Richter und Chef in einem Atem, indem sie sich in ihrem Eifer, mehr zu hören, vorbeugten.

„Für den Augenblick, ja. Aber ich war dadurch so aufmerksam und neugierig geworden, daß ich den Italiener in der Erwartung, daß noch weiteres folgen werde, scharf beobachtete. Es dauerte lange, bis noch etwas kam, und ich bin in der That eben erst zum Ziel meiner Beobachtungen gelangt.“

„Erklären Sie sich, bitte, so rasch als möglich, und ohne auf Fragen zu warten.“

„Es kam folgendermaßen, meine Herren. Als wir alle saßen, schaute ich mich um und konnte unsern Italiener zuerst nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er sich auf einen etwas im Hintergrund stehenden Stuhl gesetzt hatte, vielleicht aus Schüchternheit, oder um sich der Beobachtung zu entziehen; das kann ich nicht wissen. Er saß im Schatten neben einer Thür und zwar der Thür, die in dieses Zimmer führt. Dadurch war er etwas von den andern getrennt, aber ich konnte doch seine Augen in der abgeordneten Ecke glitzern sehen, und sie waren immer auf sie, das heißt auf die Dame gerichtet, die während der ganzen Zeit neben mir saß. Bald darauf riefen Sie, meine Herren, uns einen nach dem andern hier herein, und ich und Herr Lafolay waren die ersten. Als ich wieder ins äußere Zimmer zurückkehrte, sah der Italiener die Dame immer noch an, aber nicht mehr so starr und unaufhörlich. Von Zeit zu Zeit richteten sich seine Blicke auf ein Tischchen in seiner Nähe, das so stand, daß alle, die hier hineinkam, dicht daran vorbeigehen mußten.“

„Daß er seine Gründe dafür hatte, dachte ich mir sofort, wenn ich diese auch nicht gleich durchschaute.“

„Bald aber kam ich dahinter. Auf dem Tischchen lag ein zu einer kleinen Kugel zusammengeknülltes Stückchen Papier, und der Italiener wünschte und gab sich die verzweifelte Mühe, die Aufmerksamkeit der Dame darauf zu lenken.“

„Hätte noch ein Zweifel bei mir darüber bestanden, so wäre dieser in dem Augenblick beseitigt worden, wo der Mann hier hereingeführt wurde. Als er uns vorbeiging, wandte er sich um und wies mit einer ganz schwachen, aber doch sichtbaren und bezeichnenden Kopfbewegung auf die Papierkugel.“

„Nun war ich überzeugt, meine Herren, daß das ein schlauer Versuch war, sich mit der Dame zu verständigen, und wäre sie darauf eingegangen, so würde ich Sie, die zuständige Behörde, sofort in Kenntnis gesetzt haben. Ob sie nichts gemerkt hatte, oder ob es Angst, Mangel an Willen, oder einfach eine bestimmte Weigerung war, mit dem Manne etwas zu thun zu haben, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat die Dame die Papierkugel nicht genommen, was sie leicht hätte thun können, als die Reihe an sie kam, auf dem Wege zu Ihnen an dem Tischchen vorbeizugehen.“

„Ich zweifle nicht daran, daß das Papier für sie dahingelegt war, und Sie werden wohl derselben Ansicht sein. Allein zu einem solchen Spiel gehören zwei, und die Dame wollte keinen Teil daran haben. Weder bei ihrem Weggang noch bei ihrer Rückkehr hat sie die Mitteilung an sich genommen.“

„Was ist denn daraus geworden?“ fragte der Chef in atemloser Spannung.

„Ich habe das Papier hier.“

Bei diesen Worten öffnete Herr Devaux seine Hand und ließ das zu einer kleinen, festen Kugel zusammengeknüllte Papier sehen.

„Wann und wie sind Sie in dessen Besitz gelangt?“

„Eben im Augenblick, als ich hierhergerufen wurde. Vorher konnte ich mich nicht bewegen. Ich war ja, sozusagen, an meinen Stuhl gefesselt und hatte den strengsten Befehl, mich nicht zu rühren.“

„Sehr richtig. Ihr Benehmen war ganz bewundernswert. Und nun sagen Sie uns, was enthält das Papier? Haben Sie es angesehen?“

„Nicht im geringsten. Es ist noch genau so, wie ich es aufgefunden habe. Wollen Sie es nicht nehmen und mir sagen, was darin ist, wenn Sie das nicht für ungebührig halten? Was Geschriebenes — eine Mitteilung irgend welcher Art, oder ich müßte mich sehr täuschen.“

„Ja, hier ist etwas mit Bleistift geschrieben“, sprach der Chef, während er das Papier vorsichtig auseinanderfaltete, worauf er es dem Richter reichte.

„Vorsicht!“ las dieser laut, „unbedingtes Schweigen. Wenn du mich verrätsst, bist auch du verloren.“

Ein langes Schweigen folgte, das zuerst vom Richter unterbrochen wurde.

„Mein Herr“, sprach dieser feierlich zu Devaux, „im Namen der Gerechtigkeit erlaube ich mir, Ihnen meinen wärmsten Dank auszusprechen. Sie haben mit bewundernswertem Takt und großer Umsicht gehandelt und uns unschätzbaren Beistand geleistet. Haben Sie uns noch mehr mitzuteilen?“

„Nein, meine Herren, das ist alles. Und Sie — haben Sie noch Fragen an mich zu richten? — Dann kann ich mich wohl entfernen.“

Ohne allen Zweifel war es diesem letzten Zeugen vorbehalten gewesen, Thatfachen ans Licht zu ziehen, die den Kernpunkt der Untersuchung bildeten.

13.

Damit war das Verhör beendet, aber die Beamten setzten ihre Besprechungen noch fort, nachdem das Protokoll festgestellt und unterzeichnet war.

„Unter den dreien — den beiden Frauenzimmern und dem Italiener — steht natürlich der Hauptschuldige, aber sie sind alle drei beteiligt, wenn sich auch die größere oder geringere Mitschuld jedes einzelnen noch nicht genau feststellen läßt“, meinte der Chef der Sicherheitspolizei.

„Und alle drei sind auf freiem Fuße!“ fügte der Richter hinzu.

„Wenn Sie die Haftbefehle ausstellen wollen, Herr Richter, werden wir unsre Vögel fassen können — wenigstens zwei von ihnen — sobald wir wollen.“

„Das sollte sogleich geschehen“, bemerkte der Kommissar, der wie gewöhnlich zu entschiedenem Handeln drängte.

„Gut, dann wollen wir in dieser Richtung vorgehen. Fertigen Sie die Haftbefehle aus“, sprach der Richter, indem er sich an den Schreiber wandte. „Und Sie, lieber Kollege“, fuhr er, Herrn Flozon anredend, fort, „wollen Sie für deren Ausführung sorgen? Die Frau Gräfin ist im Hotel Madagasgar, deren Verhaftung wird also keine Schwierigkeit machen. Von dem Italiener Ripaldi werden wir durch Ihren Inspektor Bloch hören. Und was die Jungfer, diese Hortense Petitpré, anlangt, so müssen wir sie eben aufspüren. Auch das werden Sie natürlich übernehmen, Herr Chef.“

„Gewiß will ich das. Der von mir herbeigerufene Beamte wird wohl jetzt hier sein, und ich werde ihm sogleich seine Anweisungen geben. Fragen Sie doch einmal, ob er da ist“, sagte Herr Flozon zu dem Schutzmann, den er hereingeführt hatte.

„Der Herr Inspektor ist da“, antwortete der Schutzmann, nach dem äußeren Zimmer zeigend. „Er ist eben zurückgekehrt.“

„Zurückgekehrt? Sie meinen wohl, angekommen.“

„Nein, Herr Chef, zurückgekehrt. Es ist Bloch, der vor einer Stunde oder mehr von hier wegging.“

„Bloch? Dann ist etwas vorgefallen — er hat eine besondere Mitteilung zu machen — wichtige Neuigkeiten. Sollen wir ihn hereinkommen lassen, Herr Richter?“

Als Bloch erschien, konnte man sofort erkennen, daß etwas schief gegangen war. Sein Gesicht trug den Ausdruck besorgter und ängstlicher Erregung, und in seinem ganzen Benehmen lag furchtbare Zerknirschung.

„Was giebt's?“ fragte der kleine Chef scharf. „Sie kommen allein? Wo ist der Italiener?“

„Ach, Herr Chef, wie soll ich's nur sagen? Er ist fort — verschwunden; ich habe ihn verloren!“

„Was? Verschwunden? Das können Sie doch nicht im Ernste meinen! Fort, gerade jetzt, wo wir ihn brauchen? Unmöglich!“

„Unglücklicherweise ist es aber wahr!“

„Schafstopp! Dreifaches Rindvieh! Ich werde Sie entlassen, sofort entlassen! Sie sind eine Schande für die Sicherheitspolizei!“

Herr Flozon schimpfte wütend auf seinen zerschmetterten Untergebenen los und ging in seinem Zabel etwas zu weit, indem er vergaß, daß bis vor ganz kurzer Zeit noch gar kein Verdacht gegen den Italiener bestanden hatte.

„Nun, dann erklären Sie mal, wie das gekommen ist. Natürlich haben Sie getrunken. Entweder das, oder Ihre Gefräßigkeit steckt dahinter. Sie haben sich verladen lassen, in eine Speisewirtschaft zu gehen.“

„Sie sollen die volle Wahrheit hören, Herr Chef. Als wir vor mehr als einer Stunde von hier abfuhren, schlug unsre Droschke den gewöhnlichen Weg über die Quais und am Fluße entlang ein. Mein Begleiter machte sich außerordentlich liebenswürdig —“

„Das kann ich mir wohl denken“, brummte der Chef.

„Er bot mir eine ausgezeichnete Zigarre an und sprach — nicht von dem Morde, wissen Sie — sondern über Paris, die Theater, die Rennen, Longchamp, Auteuil, die feinen Restaurants und so weiter. Alles kannte er, ganz Paris, wie seine Westentasche. Darüber war ich sehr überrascht, allein er sagte, sein Dienst führe ihn oft hierher. Er habe verschiedene große italienische Verbrecher verfolgt und manchen wichtigen Gang in Paris gemacht.“

„Vorwärts, vorwärts, kommen Sie doch zur Hauptsache.“

„Als wir etwa halbwegs an der Brücke Henri Quatre waren, sagte er: Stellen Sie sich nur mal vor, lieber Freund, jetzt ist es beinahe Mittag, und ich habe seit Laroche, also vor Tagesanbruch, nicht einen Bissen gegessen. Was meinen Sie? Möchten Sie nicht auch eine Kleinigkeit essen? Nur einen Bissen? Wie?“

„Und Sie, Sie gieriges Vedermaul, Sie ließen sich das natürlich nicht zweimal sagen?“



Zukunftskrieg. Originalzeichnung von Arthur Thiele



Bei gespannter Luft (Weistühliches Gericht). Nach dem Gemälde von Friedr. Hiddemann.

„Nun ja, Herr Chef, ich war auch hungrig. Es war meine gewohnte Tischzeit, und ich nahm die Einladung an. Wir gingen ins nächste Restaurant, das ‚Zu den wiedererwachten Freunden‘. Sie kennen es vielleicht, Herr Chef; ein gutes Haus, besonders bekannt wegen seiner Tripes à la mode de Caen.“ Trotz seiner Angst konnte es Bloch nicht unterlassen, bei der Erinnerung an dieses höchst schmackhafte, aber fetter Gerichte mit seinen dicken Lippen zu schmauchen.

„Wie oft soll ich Ihnen denn sagen, daß Sie sich nicht mit Neben Sachen aufhalten. Vorwärts!“

„Verzeihen Sie, Herr Chef, aber das alles gehört zu meinem Bericht. Wir hatten Austern, zwei Duzend Marennes, und dazu ein paar Gläser Chablis mouton, dann eine große Schüssel Tripes mit einer Flasche, nur einer, Pontet Canet, sodann Bistek aux pommes und etwas Burgunder und zum Schluß eine Omelette au rhum.“

„Gerechter Himmel! Sie sollten sich als fetter Mann auf dem Jahrmarkt sehen lassen, aber nicht den Agenten der Sicherheitspolizei spielen.“

„Das war es ja, was zu meinem Verderben führte. Dieser verfluchte Italiener aß für drei, und ich auch, denn ich war so hungrig, ich habe auch meine Klinge geschlagen, und als wir zum Käse, einem prächtigen, durchwachsenen Camembert, gelangt waren, unsern Kaffee und ein Gläschen grünen Chartreuse getrunken hatten, war ich voll bis an den Hals.“

„Und was wurde aus Ihrer Pflicht, Ihrem Dienst, wenn ich bitten darf?“

„Das vergaß ich nicht, Herr Chef, aber er, der Italiener, war ja dasselbe wie ich, ein Amtsbruder. Von ihm fürchtete ich nichts, bis zu allerletzt, wo er mir den schlechten Streich spielte. Ich hatte keinen Verdacht, als er sein Taschentuch hervorholte — es war gestopft voll, Herr Chef, das sah ich, und das bestärkte mich in meinem Vertrauen — die Rechnung verlangte und mit einer italienischen Banknote bezahlte. Der Kassier betrachtete das fremde Papier mit etwas zweifelhafter Miene und ging wieder fort, um den Wirt zu fragen. Gleich darauf erhob sich der Italiener und sprach: ‚Vielleicht macht das Wechseln der Banknote Schwierigkeiten. Entschuldigen Sie mich, bitte, einen Augenblick.‘ Damit ging er hinaus und — durch war er und ward nicht mehr gesehen.“

„O, Sie Gsel! Sie sind wirklich zu dumm! Warum sind Sie ihm nicht gefolgt? Warum haben Sie ihn aus den Augen gelassen?“

„Aber, Herr Chef, wie konnte ich denn alles wissen? Ich hatte den Auftrag, ihn zu begleiten, nicht, ihn zu überwachen. Ich habe ja unrecht, das gebe ich zu, aber wie konnte ich denn ahnen, daß er aussteifen wollte?“

Der Chef konnte nicht umhin, diese Schußbehauptung als begründet anzuerkennen. Erst jetzt in der ersten Stunde war der Italiener als schwer verdächtig erkannt, und die Frage, ob er vielleicht die stille Absicht habe, zu verdunsten, war noch gar nicht erörtert worden.

„Er war so abgeseimt,“ führte Bloch als weiteren mildern Umstand für sein Versehen an. „Alles hat er zurückgelassen, seinen Ueberrock, seinen Spazierstock, dieses Buch — anscheinend sein eignes Privatnotizbuch —“

„Ein Buch? Zeigen Sie mal her,“ unterbrach ihn der Chef, und fing an eilig darin zu blättern, als er es in Händen hatte.

Es war ein kleines, mit Messing beschlagenes Notiz- oder Tagebuch, dessen Blätter eng mit Bleistift beschrieben waren.

„Ich verstehe kaum hier und da ein Wort, denn es ist italienisch. Verstehen Sie diese Sprache, Herr Richter?“

„Ich kann es wenigstens lesen, wenn auch nicht sprechen. Erlauben Sie mir einmal.“

Auch er schlug die Blätter um und hielt dann und wann inne, um einen Satz zu lesen, wobei aus einem bedeutungslosen Kopfnicken zu schließen war, daß er die Aufzeichnungen für wichtig halte.

Inzwischen setzte Herr Flocon das ärgerliche Gespräch mit seinem sündigen Untergebenen fort.

„Sie müssen ihn finden, Bloch, und zwar rasch, binnen vierundzwanzig Stunden — noch heute, oder ich zerbreche Sie wie einen Stock und werfe Sie aufs Pflaster. Natürlich, ein so ausgewachsener Gsel, wie Sie sich gezeigt haben, hat nicht daran gedacht, das Restaurant und dessen nächste Umgebung zu durchsuchen, oder Nachforschungen anzustellen, ob ihn jemand gesehen und in welcher Richtung er sich entfernt hat?“

„Verzeihen Sie, Herr Chef, Sie gehen gar zu hart mit mir um. Ich habe Unglück gehabt, bin ein Opfer der Verhältnisse geworden, aber ich glaube doch meine Pflicht zu kennen. Ja, ich habe Nachforschungen angestellt und, was mehr ist, habe von ihm gehört.“

„Wo, wie?“ fragte der Chef mürrisch, aber doch offenbar sehr interessiert.

„Mit dem Wirt hat er gar nicht gesprochen, sondern sich gleich entfernt und das Geld, das er heraus-

bekommen mußte, im Stiche gelassen. Es war eine Hundertlirenote, hundert Franken, und die Rechnung im Restaurant betrug nicht mehr als siebenzehn Franken.“

„Ha! Das spricht allerdings sehr gegen ihn.“

„Er hatte es eben sehr eilig, und gleich vor der Thür hat er die erste Droschke angerufen und ist davon gefahren, aber angehalten worden —“

„Den Teufel auch! Warum haben Sie ihn denn nicht festgehalten?“

„Nur angehalten, und nur für einen Augenblick, von einem Frauenzimmer, die mit ihm gesprochen hat.“

„Ein Frauenzimmer?“

„Ja, Herr Chef. Sie haben nur ein paar Worte gewechselt. Er hat weiterfahren und sie zurücklassen wollen, aber sie hat widersprochen. Darauf sind sie beide eingestiegen und zusammen fortgefahren.“

Jetzt lauschten die Beamten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Sagen Sie uns rasch,“ sprach der Chef, „diese Frauensperson, wie sah sie aus? Ist sie Ihnen nicht beschrieben worden?“

„Groß, schlank, gut gewachsen, ganz schwarz gekleidet. Ihr Gesicht — es war ein Sergent de ville, der sie gesehen hat, und er sagte, sie sei hübsch, dunkel brünett, mit schwarzem Haar gewesen.“

„Das ist wahrhaftig die Jungfer!“ rief der kleine Chef aufspringend und sich in seiner übermäßigen Freude auf die Lippen schlagend, daß es knallte, „die Jungfer! Die vermählte Jungfer.“

14.

Die Freude des Chefs der Sicherheitspolizei darüber, daß er, wie er meinte, so auf die Spur der vermischten Kammerjungfer, Hortense Petitpré, gekommen war, erhielt einen kleinen Dämpfer durch die Zweifel, die der Untersuchungsrichter über den Erfolg etwaiger Nachforschungen aussprach. Ueberhaupt hatte Beaumont le Gardi seit Blochs Rückkehr starke Anzeichen der Unzufriedenheit über das Vorgehen seines Kollegen, das er jetzt entschieden zu mißbilligen schien, sehen lassen.

Wenn es wirklich diese Hortense Petitpré war, wie ist sie in die Nähe des Pont Henri Quatre gelangt? Wir glaubten doch, sie irgendwo an der Eisenbahnlinie suchen zu sollen. Es kann nicht dieselbe Person sein.“

„Verzeihung, meine Herren,“ warf Bloch dazwischen, „wollen Sie mir ein Wort gestatten? Ich glaube, ich kann interessante Auskunft über diese Hortense Petitpré geben, denn auch ich habe gehört, daß eine Frau, auf die ihre Beschreibung paßt, vor noch nicht länger als einer Stunde hier im Bahnhof gesehen worden ist.“

„Verstutzt! Warum ist uns das nicht schon früher gemeldet worden?“ rief der Chef heftig. „Wer will sie gesehen haben? Hat er mit ihr gesprochen? Rufen Sie den Betreffenden herein; wir wollen mal hören, was er weiß.“

Der Mann, einer der unteren Eisenbahnbeamten, wurde herangerufen und machte eigentümliche Mitteilungen.

Ja, er hatte eine große, schlanke, nett aussehende, ganz schwarz gekleidete Frauensperson getroffen, die, wie sie sagte, mit dem um zehn Uhr dreißig Minuten von Dijon kommenden Bummelzug eingetroffen war.

„Zum Rudud!“ antwortete der Chef ärgerlich, „und das hören wir erst jetzt?“

„Die Herren waren gerade sehr beschäftigt, und außerdem wußten wir auch gar nichts von der Untersuchung.“

„Ich habe doch dem Bahnhofsvorstand schon vor ein paar Stunden, etwa um neun Uhr, Mitteilung zu gehen lassen. Das ist doch höchst ärgerlich!“

Der Auftrag, uns nach diesem Frauenzimmer umzusehen, ist uns eben erst erteilt worden. Wahrscheinlich waren gewisse Vorschriften zu beobachten.“

Jetzt fluchte auch der Chef der Sicherheitspolizei innerlich auf das umständliche Formenwesen der französischen Behörden.

„Nun ja, schon gut. Sagen Sie mir mal, was Sie von der Person wissen,“ entgegnete er mit einer Gelassenheit, die er durchaus nicht fühlte. „Wer hat sie gesehen?“

„Ich, Herr Chef; ich habe sogar selbst mit ihr gesprochen. Sie stand draußen vor dem Bahnhof, allein und ohne Schutz, in einem Zustand großer Aufregung und Beunruhigung. Deshalb ging ich zu ihr und bot ihr meine Dienste an, und sie erzählte mir, sie komme von Dijon und habe erwartet, von Bekannten in Empfang genommen zu werden; diese seien aber nicht da. Darauf erbot ich mich, ihr eine Droschke zu besorgen und sie nach ihrem Bestimmungsorte zu schicken, allein sie fürchtete, dann ihre Freunde zu verfehlen, und wollte lieber noch warten.“

„Ein schönes Mädchen! Machte sie den Eindruck, als ob sie von dem Vorgefallenen etwas wisse? Hatte sie von dem Morde gehört?“

„Ja, Herr Chef.“

„Wer kann ihr denn etwas gesagt haben? Sie?“

„Nein, ich nicht, aber sie wußte davon.“

„War das nicht schon an sich verdächtig? Die Sache ist doch bis jetzt geheim gehalten worden.“

„Sie liegt in der Luft, meine Herren. Das Gefühl, daß etwas vorgefallen sei, ist ganz allgemein. Man sieht es in jedem Gesicht, an dem Flüstern der Leute untereinander, dem Hin- und Herreisen der Polizeibeamten und Schulleute.“

„Hat sie davon gesprochen, oder darauf angespielt?“

„Sie hat nur gefragt, ob es bekannt sei, wer den Mord begangen habe, ob die Reisenden festgehalten würden und die Untersuchung schon im Gange sei; und dann —“

„Nun, und dann —?“

„Und dann kam dieser Herr,“ fuhr der Eisenbahnbeamte, auf Bloch zeigend, fort, „in Begleitung eines andern heraus. Sie gingen dicht an uns vorüber, und ich bemerkte, daß das Frauenzimmer rasch zur Seite trat.“

„Sie hat natürlich ihren Spießgesellen erkannt, wollte aber in dem Augenblick nicht gesehen werden. Hat der Herr, der mit Bloch ging, die Person gesehen?“

„Das glaube ich kaum. Alles verlief so rasch, und sie gingen gleich nach der Droschkenhaltestelle.“

„Was that das Frauenzimmer darauf?“

„Sie schien ihre Absichten plötzlich geändert zu haben und sagte, sie wolle nicht mehr auf ihre Bekannten warten. Jetzt hatte sie es auf einmal furchtbar eilig, zu gehen.“

„Natürlich, und Sie kamen sich wie ein hinein-gelegter Dummkopf vor. Sie wird wohl eine Droschke genommen haben und hinter Bloch und seinem Begleiter hergefahren sein.“

„Ja, das hat sie, glaube ich, gethan. Ich sah ihre Droschke dicht hinter der andern.“

„Das zu beklagen, ist jetzt zu spät,“ sprach der Chef nach einer Pause, seine Kollegen anblickend, „aber er bestätigt unsere Annahmen und führt uns zu gewissen bestimmten Schlüssen. Wir müssen dieser beiden habhaft werden. Ihre Schuld steht so gut wie fest, denn ihre eigne Handlungsweise verrät sie. Sie müssen ohne Zögern verhaftet werden.“

„Wenn Sie sie finden können,“ meinte der Richter mit sehr deutlich wahrnehmbarem Spott.

„Das wird uns ganz bestimmt gelingen. Verlassen Sie sich nur auf Bloch, der das größte Interesse daran hat. Seine Zukunft hängt von seinem Erfolg ab. — Das sehen Sie doch ein, mein Lieber?“

„Ich zweifle gar nicht daran, meine Herren,“ antwortete Bloch, mit einer halb bittenden, halb zuversichtlichen Gebärde, „und wenn ich so frei sein darf, möchte ich Sie, Herr Chef, ersuchen, mich zu unterstützen. Wollen Sie unmittelbar von der Präfektur aus den Befehl erlassen, daß an sämtlichen Droschkenhaltestellen seitens der Agenten die nötigen Erkundigungen eingezogen werden? Dann werden wir noch am Abend von dem Kutscher, der sie gefahren hat, hören, was aus dem Paare geworden ist. Dadurch werden wir entweder unsere Vögel selbst einfangen, oder auf eine sichere Spur geführt werden.“

„Und Sie, Bloch, wohin wollen Sie gehen?“

„An den Punkt, wo ich ihn verlassen habe, oder vielmehr er mich,“ erwiderte der Detektivinspektor, mit einem Versuche, wichtig zu sein, der aber nicht gewürdigt und vom Untersuchungsrichter mit einem eifigen Blick gerügt wurde.

„Gehen Sie,“ sprach Flocon kurz und streng zu seinem Untergebenen, „und bedenken Sie, daß es von Ihrem Erfolg abhängt, ob ich Sie in Ihrer Stellung bei der Kriminalpolizei belasse. — Nun, Herr Untersuchungsrichter,“ fuhr er, sich Herrn Beaumont le Gardi zuwendend, in heiterem Tone fort, „sieht die Sache ja ziemlich vielversprechend aus, und wir können dem weiteren Verlauf mit Ruhe entgegensehen.“

„Ich bedaure, darin nicht mit Ihnen übereinstimmen zu können,“ erwiderte der Untersuchungsrichter unfreundlich. „Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, daß wir — oder vielmehr Sie, denn weder ich, noch Herr Garraud haben mit dem, was bisher geschehen, etwas zu thun — so weit einen Mißerfolg zu verzeichnen haben.“

„Mit Verlaub, Herr Untersuchungsrichter, das ist doch wohl zu viel gesagt,“ versetzte Flocon ganz niedergedrückt.

„Betrachten Sie doch einmal die Sache von allen Seiten. Was haben wir denn erreicht? Was haben wir gewonnen? Nichts, oder mindestens nur sehr wenig, und das Wenige ist im Begriffe, uns zu entgehen, wenn es nicht schon vollkommen verloren ist.“

„Wir haben aber doch die zweifelloso Gewißheit der Schuld bestimmter Persönlichkeiten.“

„Die Sie sich haben durch die Finger schlüpfen lassen.“

„O, o, Herr Richter, so schlimm ist es doch nicht. Eine von ihnen wird überwacht. Einer meiner Leute, Galipaud, ist im Hotel und beobachtet die Gräfin.“

„Kommen Sie mir nur nicht mit Ihren Leuten.“

Was giebt es Neues?

Militär.

Die Offiziere der Vereinigten Staaten-Armee sind von jeher die bestbezahlten aller Armeen der Welt gewesen. Sie haben Anspruch auf Dienstwohnung mit Heizung, Beleuchtung und Naturalverpflegung, was wichtig, da die Mehrzahl verheiratet ist und in kümmerlichen Garnisonen lebt. Das monatliche Gehalt von 116,67 Dollars der unversetzten Lieutenants, bis zu 625 Dollars, 916 Dollars beim Major-General, Lieutenant-General und General als Kommandierendem der Armee in den ersten fünf Dienstjahren, wird für je fünf weitere Dienstjahre stets um 10 Prozent erhöht, so daß sich zum Beispiel das Premierlieutenantsgehalt nach Ablauf von 15 Dienstjahren auf etwa 2000 Dollars (8400 M.) jährlich stellt. Offiziere in besonderen Stellungen erhalten Zulagen, alle Offiziere freie ärztliche Behandlung und Medikamente, sowie die nötigen dienstlichen Schreibutensilien. 40 Dienstjahre (einschließlich der in Westpoint zugebrachten Zeit) geben Anspruch auf Pensionsberechtigung. Die Pension beträgt dann drei Viertel des zuletzt bezogenen Gehalts. Seit 1861 bis Ende 1896 sind 2000 Millionen Dollars (über 8 Milliarden Mark) an Pensionen überhaupt gezahlt worden. Der jährliche Betrag ist auf 150 Millionen Dollars angelaufen. 1896 gab es 970 687 Pensionsempfänger bei rund 25 000 Köpfen des ganzen stehenden Heeres.

Verkehr. Industrie.

„Liegende Leichen“ sind die neueste Erscheinung im Berliner Straßenverkehr. Ein Straßenhändler ist auf den Gedanken gekommen, den Anzeigenteil der gelesesten Berliner Tageszeitungen jeden Morgen zu einem Heft zu vereinigen und Stellenfuchenden auf offener Straße gegen eine Legebühne von fünf Pfennigen Einsicht darin zu gestatten. Da er mit seinem Wagen in die belebtesten Stadtgegenden, insbesondere in die Arbeiterviertel kommt und auch die ihrer Anzeigen beraubten Zeitungen an Leser abgibt, machte er ein ganz gutes Geschäft. Es hat denn auch gar nicht lange gedauert, bis der spekulative Straßenhändler einen Wettbewerber gefunden hat, der auch den Stellennachweis der bedeutendsten Fachblätter hinzunahm und einen Offertenschreiber annahm, der gegen ein geringes Entgelt im nächsten Schonkloak die schriftlichen Angebote für die Stellenfuchenden anfertigt.

Ein Postamt in der Nagelhaarnstraße. Wie „The Anglo-India“ erzählt, befindet sich das kleinste, einfachste und bestgehaltene „post-office“ seit vielen Jahren in der Nagelhaarnstraße. Es hat weder Vorsteher noch nachgeordnete Beamte; es besteht auch nur aus einem kleinen, hellgeputzten Kasten, das an die äußeren Felsen des Raps, Tierra del Fuego gerade gegenüber, frei schwimmend angelehnt ist. Jedes vorbeifahrende Schiff fest ein Boot aus, um diesen eigenartigen Briefkasten zu leeren oder Briefe hineinzubefördern. Noch stets soll dieses „Amt“, das den Schatz sämtlicher Flotten der Welt genießt, seinen Dienst pünktlichst versehen haben.

Vom Anfang des Vogelmordes im Dienst der Mode-Industrie legt eine von der „Revue Scientifique“ in Paris wiedergegebene Mitteilung Zeugnis ab, die von Frau Edwards Phillips der Jahresversammlung der Selborne-Gesellschaft gemacht worden ist. Die genannte Dame wohnte neulich in London einer öffentlichen Versteigerung von Vogelbälgen und Federn bei und macht einige Angaben über die dort verhandelten Mengen. Da waren zunächst 318 Kilogramm Federn

vom Seeadler, ferner 85 Kilogramm Geierfedern. Sonst wurde die Ware in Ballen verkauft, deren Inhalt sich der Menge nach nicht genau bestimmen ließ; aber so viel war sicher, daß jeder Ballen die Ueberbleibsel von Hunderten von Vögeln enthielt! Verkauft wurden auf diese Weise 215 051 Ballen Pfauenfedern, 2362 Ballen Paradiesvogelbälge, 228 289 Ballen indische Papageien, 1677 Ballen Bronzelauben, 4952 Ballen Gold- und andre Fasanen, 7163 Ballen Gänse und Sperber, endlich noch 38 198 Ballen verschiedener Vögel! Und solche Versteigerungen sollen im Jahre 1897 mindestens vier in London stattgefunden haben. Sollte man da nicht wirklich glauben, daß das ganze Vogelgeschlecht der Vernichtung entgegengehen müsse, nur um gemüthlicher Eitelkeit als „Schmuck“ zu dienen?

Verordnungen.

„Kinderbänke“ lautet die rote Aufschrift an einer großen Anzahl von der Berliner Tiergartenverwaltung aufgestellten neuen Bänken, welche zweckmäßig platziert, ausschließlich für Kinder reserviert und kenntlich gemacht sind. Mit Recht begrüßt der „V. L. A.“ diese Einrichtung mit Freuden und weist darauf hin, daß sich in den Erholungsstätten der Hauptstadt bei dem bisherigen Zusammenfließen von jung und alt Unzuträglichkeiten entwickelt haben, die jedem Verständigen sofort klar sein müssen. „Nicht immer werden von Erwachsenen Gespräche geführt, die für ein unschuldiges Kindergemüth bestimmt sind, und häufig genug mag der erste Keim der Sünde dadurch in ein reines Kinderherz gestreut sein, daß Kinder Gespräche belauschten, die weit über ihr Verständnis hinausgingen.“ Zur größeren Beruhigung der Eltern und Angehörigen von Kindern in großen Städten erscheint die einfache Anordnung der Berliner Tiergartenverwaltung in besonderer Weise beachtenswert.

Gerihtssaal.

Das Urteil eines kerkers Gerichtshofes. Der in Belgrad anässige Banquier Marko Baruch wurde im Sommer 1897 auf dem Jahrmärkte in Grabovac durch Ueberfall um die Summe von 40 000 Franken bestohlen. Bald darauf gelang es, die Verbrecher festzunehmen, doch wurde bei ihnen von dem geraubten Gelde nichts mehr vorgefunden. Die Räuber wurden später zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt. Den Ertrag des Raubes betreffend, verfügte der Gerichtshof, der Bezirk Bosnava, in dessen Gemeinde Grabovac der Raub vollführt worden war, habe für den Betrag aufzukommen. Der oberste Kassationshof bestätigte dieses Urteil, welches nunmehr die Rechtskraft erlangt hat. Der Bezirk Bosnava hat demnach an den beraubten Banquier die Summe von 40 000 Franken zu zahlen.

Anglücksfälle und Verbrechen.

Das Opfer seiner Waghalsigkeit wurde ein junger Radfahrer aus Kassel, der mit zwei Sportgenossen auf einer Vergnügungstour auch den Inzelsberg besichtigt hatte. Im Vertrauen auf seine Uebung in der Führung des Rades unternahm es der Leichtsinrige, in rasendem Lauf zu Thal zu fahren. Anfangs ging alles glücklich, dann aber verlor der Radfahrer die Herrschaft über das Rad und kante, bei dem Versuch, einem entgegenkommenden Geschirr auszuweichen, in einen Steinbruch hinab. Mit zerquetschten Gliedmaßen, aber noch lebend, wurde er aufgehoben; doch starb er kurze Zeit danach.

Ein angenehmer Schüler. Hilfslehrer Fischer von Ahsoling (Bayern) stand kürzlich in seiner Schule mitten unter kleinen Kindern nahezu in Lebensgefahr. Ein zehnjähriger Knabe erhielt

von seinem Vater ein langes Messer mit in die Schule mit dem Auftrage, den Lehrer damit zu erschlagen, wenn er ihn nur anrühre. Der Knabe erzählte dies auf dem Schulwege gleich seinen Mitschülern und zeigte diesen sogar das Messer, das er, mit der Spitze aufwärts stehend — in der Hosentasche trug. Die Kinder verständigten den Lehrer davon, der dann gleich dem Knaben gewaltsam das Messer abnahm. Vom Lehrer gefragt, was er in der Schule mit diesem großen Messer angefangen hätte, antwortete der Knabe ganz frech: „Ich hätte dich damit erschlagen, wenn du mir heute Tafen gegeben hättest, der Vater hat mir dies zu thun angeschlossen!“ Messer und Anzeige über dieses Vorgehen kamen am nämlichen Tage noch an die kgl. Ortsschulinspektion zur Weiterbeförderung an die zuständige Behörde.

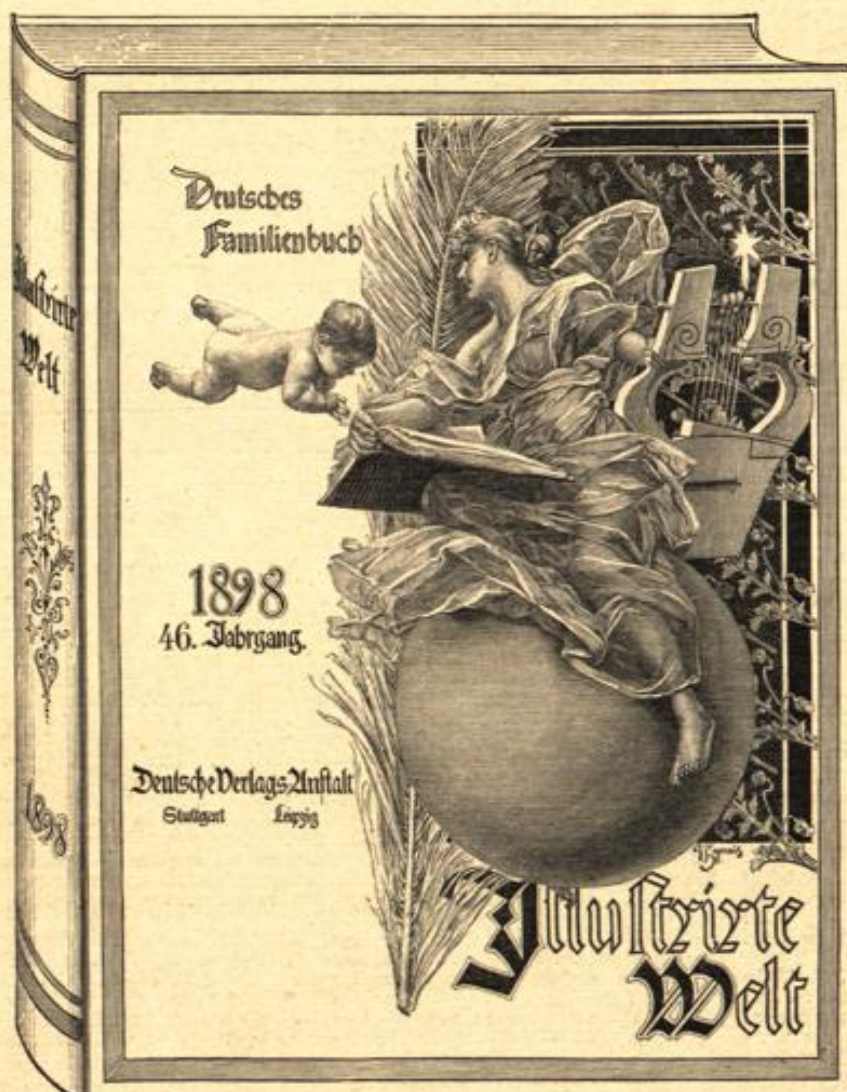
Naturwissenschaftliches.

Ueber die in den Bergwerken Australiens und Kaliforniens entdeckten Goldklumpen veröffentlicht ein amerikanisches Blatt interessante Einzelheiten: Der größte aller bekannten Goldklumpen wurde im Jahre 1852 in Australien ans Licht gefördert. Er wog 223 Pfund und hatte einen Wert von 220 000 Mark. Niemals hat ein amerikanischer Goldklumpen auch nur annähernd die kolossalen Dimensionen erreicht. Der größte kalifornische Goldklumpen wurde im Jahre 1854 von Oliver Martin ausgegraben. Er wog 151 Pfund, war fast ganz rein und enthielt außer Gold nur eine schwache Menge Quarz. Er wurde für 145 000 Mark verkauft. Wunderbar ist die Geschichte seiner Auffindung. Oliver Martin hatte einen Freund Flower, der durch einen Sturmwind getödtet wurde. Martin wollte die Leiche nicht unbegraben lassen und grub ein Grab am Fuße eines Baumes. Dabei brachte er den riesigen Goldklumpen ans Licht; um ihn ganz auszugraben, mußte er die Hilfe anderer Goldsucher in Anspruch nehmen. Ein kalifornischer Goldsucher entdeckte einmal zwei Goldklumpen von riesigen Dimensionen; er verkaufte sie für 125 000 Mark. Dann ergab er sich aber dem Trunk und starb kurz darauf an Säuferwahnsinn im Irrenhause. Ein Franzose, der einen Goldklumpen im Werte von 20 000 Mark entdeckte, wurde vor Freude wahnsinnig.

Statistik.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft in London hielt vor kurzem ihre 94. Jahresversammlung ab. Die Gesellschaft hat im vergangenen Jahre 437 152 Bibeln, Testamente und Bücher der Heiligen Schrift in Umlauf gesetzt, das heißt 600 000 mehr als im Vorjahre; im ganzen hat sie bis jetzt 155 529 954 Bibeln oder Teile der Bibel in 349 Sprachen ausgegeben.

Ein französischer Statistiker hat festgestellt, daß die Wahrscheinlichkeit, zu heiraten, die ein Mädchen zwischen dem 14. und 20. Lebensjahre hat, 13 1/2 Prozent beträgt. Sie steigt zwischen dem 20. und 25. Jahre auf 52 Prozent, um vom 25. bis 30. Jahre auf 80, von da bis zum 35. Jahre sogar bis auf 15 1/2 Prozent zu sinken. Junge Damen zwischen 35 und 40 heiraten nur noch zu 3 1/2 Prozent, zwischen 40 und 45 sind es 2 1/2 und zwischen 45 und 50 gar nur 1/2 Prozent. Von Jungfrauen, die im ersten Lustrum des zweiten Halbjahrhunderts stehen, haben immerhin noch 0,2 Prozent Aussicht, unter die Heirathen zu kommen. Von noch späteren Damen berichten ab und zu die Zeitungen, daß es vorgekommen sein soll; doch die Wahrscheinlichkeit, dann noch zu heiraten, ist schon recht gering.



Unsere geehrten Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit Heft 28 vollständig vorliegenden Jahrgangs die in unserer Buchbinderei elegant, geschmackvoll und dauerhaft ausgeführte neue

Original-Einbanddecke

zu

Illustrierte Welt

Jahrgang 1898

in englischer Leinwand mit reichem Gold- und Farbendruck auf Vorderdeckel und Rücken (nach nebenstehender Abbildung in der farbigen Ausführung wie der Umschlag von Heft 1 zeigt)

zu dem sehr billigen Preise von nur

1 Mark 70 Pfennig pro Stück.

(In Oesterreich-Ungarn kommt hierzu noch ein kleiner Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen auf diese schöne Decke an, ebenso vermitteln sämtliche Journal-Expeditionen, Austräger und Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Bestellung.

Postabonnenten wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decke nicht bezogen werden kann. Dieselbe wird auf Wunsch gegen frankierte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einbanddecken, jedoch in ganz anderer Ausführung angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jedes Irrthums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Original-Einbanddecke verlangen und zu der Bestellung den diesem Heft beiliegenden Vorkaufschein beilegen. Wird dann dennoch eine andre geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent zur Annahme derselben in keiner Weise verpflichtet.

Zum Einbinden der Jahrgänge 1896 und 1897 können die Decken auch noch in der neuen Ausführung und zu früheren Jahrgängen die betreffenden Decken in der früheren Ausführung nachgeliefert werden.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt.